

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

7. u. 8. Heft

Juli u. August 1930

5. Jahrgang

Herzogtum Gottschee feiert seinen sechshundertsten Geburtstag

von Fritz Heinz Reimesch

So ganz stimmt ja das zwar nicht, denn Herzogtum wurde die Gottschee erst zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia, aber die deutsche Sprachinsel Gottschee kann am 1. August tatsächlich ihren sechshundertsten Geburtstag begehen. Im Sommer 1330 siedelte Graf Ortenburg die ersten bairischen und schwäbischen Bauern in dem unwegsamen Urwald zwischen Karst und Alpen an, den bis dahin weder Kelte noch Römer, geschweige denn der Slawe sich als Wohnsitz erkoren hatte. Sechshundert Jahre sind in der Geschichte einer kleinen Sprachinsel eine lange Zeit, zumal wenn diese Geschichte zum größten Teil Kampf gegen die Wildnis, gegen räuberische Kroaten, gegen die Türken und Bosniaken und gegen gewalttätige Herren gewesen ist. Wie viele Gründungen des Mittelalters sind verschollen, wie viel teures deutsches Blut ist nutzlos versickert in den Weiten des Ostens — nur wenige haben sich erhalten: Balten, Zipser und Siebenbürger haben sich durchgerungen und sind bekannt im Mutterlande. Im Verborgenen blühte die Gottschee, ein kleines unscheinbares Blümlein im Urwald, unbekannt und doch so treu, wie kaum ein anderer auslandsdeutscher Stamm.

Der Boden des etwa 900 Quadratkilometer großen Herzogtums ist halbkarstlig, außerordentlich wasserarm, nur von einer ganz dünnen Humusschicht bedeckt und daher wenig fruchtbar. Die deutschen Siedler haben immer schwer um ihr Brot ringen müssen. Der Urwald war stärker als sie, und die Äcker und Wiesen sind meistens nur kleine Inseln in dem düstern Grün des wilden Tannens. Mittelpunkt dieser deutschen Sprachinsel wurde das Städtchen Gottschee, dessen Name slawischen Ursprunges ist, denn das slawische Wort „Rocewje“ bedeutet Siedlung. So mußten die Bewohner der 171 kleinen deutschen Ortschaften, die sich stark vermehrt hatten, schon im Mittelalter nach anderen Verdienstmöglichkeiten Ausschau halten. Kaiser Friedrich III. verlieh den Bewohnern der Gottschee das Patent des Hausiererhandels und so zogen denn seit 1471 alljährlich im Herbst nach vollendeter Feldarbeit Hunderte von Familienvätern hinaus in die Welt, den schweren Tragkorb um den Leib geschnallt, gefüllt mit Süßfrüchten und Zucker-

zeug, und fanden überall in den Donauländern als Wanderhändler von Gasthaus zu Gasthaus ihr schweres Brot.

Der kärgliche Wohlstand aber lockte doch die Räuber, und der Gottscheer ummauerte sich seine kleinen Bergkirchen und verteidigte sich so gut er konnte. Den letzten und heroischsten Kampf hatten die Gottscheer gegen die Generale Napoleons zu bestehen, die dies Ländchen auch dem Königreiche Illyrien einverleibten. Davon wollten die deutschen Waldbauern und Kohlenbrenner, die armen Hirten und Hausierer aber nichts wissen. Im Jahre 1808, als ganz Deutschland unter der Pranke des Korsen zitterte, wagten die paar Tausend Deutschen in der fernen Sprachinsel den Aufstand. Mit ihren Ärten, Dreschlegeln und Sensen überfielen sie die französischen Regimenter und erschlugen über 600 Franzosen und wurden frei — freilich nur für kurze Zeit, aber sie gaben den Anstoß für Andreas Hofer. Der Funke der Freiheit war geschlagen aus dem harten Karstboden der Gottschee, er zündete überall in deutschen Landen. Jedes deutsche Kind kennt die Namen der Tiroler Helden, weiß wer Schill oder Lüchow ist: die Namen der Gottscheer Freiheitshelden meldet kein Heldenlied — kennt kein Geschichtswerk.

Der Herzog des Ländchens war der jeweilige regierende Fürst Auersperg. Dies uralte deutsche Dynastengeschlecht, dem besonders das östliche Alpengebiet viel zu verdanken hat, sorgte sich um das schwere Leben seiner deutschen Landesfinder. Besonders der vor drei Jahren verstorbene letzte Herzog der Gottschee war den Leuten der rechte Landesvater. Auf sein Betreiben wurde von Laibach her eine Flügelbahn gebaut, auf der nun die herrlichen Stämme des Urwalds, aber auch Holzfohle und Pottasche den Weg in die Welt nahmen. Ein Gymnasium mit Internat wurde mit Hilfe des „Deutschen Schulvereins“ errichtet, in einer Holzfachschule fanden andere fleißige Söhne des Völkchens ihre Ausbildung. Der Gottscheer war wegen seiner Pflichttreue als Beamter sehr geschätzt, der Hausierer in der Donaumonarchie allgemein beliebt — aber immer zahlreicher mußten die Söhne und Töchter nach Amerika auswandern, um der Not zu entgehen. Diese Gottscheer in den großen Städten von U. S. A. gingen in den großen Schmelztiegel merkwürdigerweise dem Deutschtum nicht verloren, während Millionen Reichsdeutscher in wenigen Jahrzehnten aufgesogen wurden. Der altertümliche Dialekt, die heiße Liebe zur Heimat und ein sehr inniges Zusammenschlußbedürfnis schützte die Gottscheer in Amerika, und jeder, der in die Fremde zog, tat es mit der Absicht, dereinst mit seinen Ersparnissen wieder in die Waldheimat der Gottschee heimzukehren.

Nach dem Zusammenbruch kam die Gottschee an Südslawien, ist doch das Gebiet von allen Seiten von Südslawen umgeben. Gar bald zog auch hier der Kampf um die kargen Minderheitenrechte ein. Das Gymnasium wurde entdeutsch, die Volksschulen zweisprachig gemacht, das Internat enteignet, die Sparkasse „nationalisiert“, die Vereine aufgelöst, der Gebrauch der Muttersprache verboten — kurz ein neuer Krieg entbrannte, ein Kampf in dem die Gottscheer hätten unterliegen müssen, da die Gegner in der hundertfachen Übermacht sind.

Deutsches Volkstum jedoch, das treu an dem Glauben der Väter und an ihrer Sprache und Gesittung festhält, ist nicht so leicht unterzukriegen. Wohl branden die slawischen Sturmfluten über das kleine Eiland deutschen Wesens, aber um so verbissener klammert sich das Volk an die farge Scholle und wehrt sich gegen das Fremde. Dem neuen Staat bringt man in loyaler Weise Achtung entgegen, doch die Liebe gehört dem deutschen Volke. — Und so feiern denn die 20.000 Waldbauern der Gottschee im August ihr Jubelfest deutscher Treue zur Vaterscholle, und Ehrenpflicht ist es gerade in unserer Zeit, in der man den Begriff der Treue als etwas Überflüssiges zu vergessen scheint, dieser einfachen, braven Menschen in Ehrfurcht zu gedenken, die allen Gewalten zum Troß deutsch bleiben wollen, wie die Väter waren!



Deutsche Kulturpflege in Polnisch- Schlesien 1929—1930

von Viktor Kauder

Alle Kulturarbeit baut auf Voraussetzungen auf und nur bei ihrer Erfüllung ist Erwachsenenbildung überhaupt möglich. Zum ersten bedarf sie als Hauptvoraussetzung einer guten, deutschen Volksschule, da zum Beispiel deutsche Bücher ohne gründliche Erlernung der deutschen Sprache kaum auswertend gelesen werden können. Man kann ruhig sagen, daß ohne deutsche Schule Erwachsenenbildung unmöglich ist. Die zweite Bedingung ist eine gesicherte wirtschaftliche Existenz des deutschen Menschen, den die Kulturpflege erfassen will. Obwohl sich zeigt, daß der wirtschaftlich in Gefahr kommende Mensch nicht selten beim deutschen Buche oder bei kulturellen Veranstaltungen Tröstung und wohl auch neue Einstellung sucht, kann dies Verhalten doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf die Dauer ein gedeihliches Arbeiten nur bei Sicherung von Boden und Existenz möglich ist. So hängt also Volksbildung auch mit wirtschaftlichen Fragen zusammen. Und auch mit der Politik hat sie insofern zu tun, als die deutschen Vertreter durch ihre kluge Politik ihr freie Bahn schaffen müssen, dem deutschen Menschen aber die Lebensmöglichkeiten sichern müssen. So selbstverständlich diese Voraussetzungen erscheinen, so weiß doch jedermann, daß ihre Erfüllung im Auslandsdeutschtum nicht leicht, manchmal überhaupt nicht möglich ist. Diese Sachlage beleuchtet die mitunter sehr schwierige Lage der Bildungspflege unter den Deutschen im Ausland. Hinzu kommt, daß die Staatsbehörden in den seltensten Fällen diese deutsche Kulturpflege unterstützen, vielmehr meistens ihre Aufgabe darin sehen, sie zu hindern. In dieses Kapitel gehört die Erschwernis der Erteilung der Einreiseerlaubnis für deutsche Vortragende, Dichter und Professoren, die nur fallweise Genehmigung von Veranstaltungen durch die örtlichen Machtfaktoren, die Besteuerung von kulturellen Veranstaltungen durch die Magistrate, die erst manch-

mal durch lange und schwierige Verhandlungen hintangehalten werden und viele Veranstaltungen durch die Höhe der erhobenen Steuer unmöglich macht. Aus allen diesen Umständen ist es klar, daß die Einhaltung einer ideengetragenen, zielgerichteten Linie und eines bildungspflegerisch zu behandelnden Niveaus in der auslanddeutschen Kulturarbeit nicht leicht ist. Wenn in den folgenden Zeilen von nicht unbeträchtlichen Erfolgen dieser Arbeit in Polnisch-Schlesien berichtet werden kann, so deutet dies darauf hin, daß der Lebenswille des deutschen Volksteils, der durch seine Beteiligung die Arbeit überhaupt erst ermöglicht und aus den Einnahmen ihre Durchführung gestattet, trotz aller Bedrängnis ungebrochen ist. Ebenso kann festgestellt werden, daß das Niveau der Arbeit hinter der bildungspflegerisch gegründeten Arbeit des Reiches nicht zurücksteht, was für den Kulturwillen breiter Schichten des Deutschland erfreuliches Zeugnis ablegt. Daß auch Ausnahmen zu verzeichnen sind, wird weiter unten klargestellt.

Der deutsche Kulturbund für Polnisch-Schlesien, die umfassende kulturelle Organisation der Deutschen der Wojewodschaft, nimmt in der kulturellen Arbeit die führende Stelle ein. Er ist auch in diesem Berichtsjahr organisatorisch weiter gewachsen, da sich der Verband der Einheitsstenographen und der Verband evangelischer Kirchenchöre neu angeschlossen hat. So schließt er jetzt bereits 25 große Verbände zusammen.

Der Zyklus wissenschaftlicher Veranstaltungen wurde im Berichtsjahr eröffnet durch die 4. Deutsche Hochschulwoche in Bielitz, die in zwölf-tägiger Dauer unter dem Thema „Deutsche Kultur der Gegenwart“ behandelte:

1. Deutsche Kunst der Gegenwart (Hofrat Prof. Dr. Strzygowski, Wien).
2. R. M. Rilke, E. G. Kolbenheyer und die deutsche Dichtung der Gegenwart (Priv.-Doz. Koch, Wien).
3. Deutsche Musik der Gegenwart (Prof. Dr. Müller-Blattau, Königsberg).
4. Deutsche Pädagogik der Gegenwart (Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin).

Die für Rattowitz geplante Hochschulwoche mußte wegen Einreisewierigkeiten mehrerer Vortragenden ausfallen. Fest liegen bereits für September 1930 eine 5. Woche für Bielitz unter dem Leitgedanken „Die Lage der Gegenwart“, auf der sprechen werden:

1. Prof. Dr. H. Eibl, Wien, über: „Die geistige Lage in Europa,“
2. Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin, über: „Die gesellschaftliche, sittliche und religiöse Lage,“
3. Prof. Dr. Utzig, Halle, über: „Die künstlerische Lage der Gegenwart,“
4. Prof. Dr. Günther, Junsbruck, über: „Die deutsche politische Lage in ihren europäischen und weltpolitischen Zusammenhängen“

und eine 6. Deutsche Hochschulwoche in Rattowitz, die „Europäische Schicksalsfragen“ aufrollen soll. Als erster wird bei dieser Veranstaltung sprechen: Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin, über: „Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur in ihrer Bedeutung für Europa“; als zweiter Prof. Dr. Willh. Hellbach, ehemals

badischer Staatspräsident, über: „Probleme des Westens“, a) Die deutsch-französische Frage, b) Der Rheinische Randstaatengürtel, c) Das Problem der Demokratie; als dritter Prof. Dr. G. Mehlis, Freiburg i. Br., über: „Fragen des Südens“, „Das Problem des Faschismus“; als vierter Prof. Dr. V. Hoehsch, Berlin, über: „Fragen des Ostens“, a) Rußland; b) Polen und die baltischen Randstaaten; c) Das Problem des Bolschewismus. Als fünfter zum Abschluß Prof. Dr. Martin Spahn, Köln, über: „Panneuropagedanken und die europäische Minderheitenfrage.“ Selbstverständlich werden alle diese Fragen von der geistigen und nicht so sehr von der politischen Seite aufgefaßt werden. Für den Herbst ist Pater Przywara S. J. zu einem Vortrag über: „Die geistige Lage der Gegenwart“ gewonnen worden. Des weiteren wird sich dadurch, daß die Warschauer Universität deutsche Professoren zu Vorträgen verpflichtet, die Möglichkeit ergeben, diese Herren hier und da auch für Rattowitz zu gewinnen, wobei dann allerdings nur uns Deutsche wirklich berührende Fragen behandelt werden sollen. Am 1. April sprach Dr. Rudolf Koezler, Herausgeber der Zeitschrift „Das deutsche Nationaltheater“ und Direktor des Bühnenvolksbundes, über „Theater und Volk“ und erörterte in grundlegender, sprachlich und gedanklich gleich tiefer Weise, die Ursachen der Theaterkrise. Für die Hochschulwochen erscheinen Einführungshefte mit Aufsätzen der Professoren und Angaben weiterführender Bücher, die das Gehörte verankern sollen. All diese wissenschaftlichen Vorträge und Reihen versuchen lebenswichtige Fragen, die alle irgendwie berühren, aufzurollen und zu klären, Handhaben für die weitere Vertiefung zu bieten.

Als eine seiner vornehmsten Aufgaben sieht der deutsche Kulturbund die Pflege deutscher Dichtung an. Aus diesem Grunde hat er im abgelaufenen Berichtsjahr eine Reihe von Dichterabenden veranstaltet. Als erster las Rudolf Fiksel aus seinem unterdessen mit Erfolg in Würzburg und Gera aufgeführten Stück „Minderheit“ vor einem geladenen Gästekreis, dann im November 1929 Walter von Molo aus seinem neuen Roman „Die Scheidung“ und aus dem „Bobenmaß“. Die jüngere Dichtung kam durch Klaus Mann Anfang 1930 zu Worte. Einen sinnvollen Abschluß fand die Reihe durch Wilhelm von Scholz. In Zukunft werden diese Dichterabende nur einmal im Vierteljahr stattfinden, und zwar werden als Nächste lesen oder sprechen: R. G. Binding, Leo Weismantel, Wilhelm Schäfer, Thomas Mann, Hermann Stehr, E. G. Kolbenheyer. Leider muß festgestellt werden, daß die in gehobener Lage lebenden Schichten des oberschlesischen Deutschtums, die sich als Kulturträger empfinden, für diese geistige Mitarbeit erfordernden Veranstaltungen beschämend wenig Interesse haben.

Um dem gesunden Spannungsbedürfnis und dem Erlebnisdrang des oberschlesischen Menschen nachzukommen, wurden eine Reihe von Veranstaltungen durchgeführt oder sind noch vorgesehen, die diesem Drange in wertvoller Weise Rechnung tragen. So plauderte Ende Januar 1930 Max Reisenheyner lebendig über die Weltfahrt mit dem Zppelin in Bielitz, Rattowitz und Königshütte

so berichtete Anfang April Dr. Franz Behounek in denselben Städten über seine Erlebnisse mit der Nobilexpedition. Anfang Mai sollte Max Valier, der Erfinder des Raketenantriebs in Bielitz, Myslowitz, Rattowitz und Königshütte über „Fahrt und Flug mit Raketenkraft und den Vorstoß in den Weltraum“ sprechen. Auch hier geht deutsche Satkraft voran. All diese Vorträge, die durch Lichtbilder erläutert sich eines großen Zuspruchs erfreuten, verfolgten den Nebenzweck, die für die Arbeit des Kulturbundes nötigen Mittel aufzubringen. Alle vor- und nachfolgend genannten Veranstaltungen müssen sich selbst erhalten.

In der Reihe der Schulungskurse, die Anregungen für die Vertiefung der Vereinsarbeit geben sollen, und an denen junge Menschen aus allen Lagern und aus vielen Orten Oberschlesiens teilnehmen, wurde in der Zeit vom 18. bis 24. November 1929 ein Puppenspiellkurs mit 68 Teilnehmern unter der Leitung des Führers der niederdeutschen Puppenspiele, Werner Perrey, Kiel, durchgeführt. Bei diesem Kurs wurde eine große Puppenbühne (3 × 2 m) erbaut, die mit Kulissen und Rampenlicht ausgestattet ist. Da auch 10 Puppen, von einem deutschen Bildhauer hergestellt, zur Verfügung stehen, ist die Bühne verleihsbar und hat schon eine Reihe von Veranstaltungen ermöglicht. Im Februar 1930 fand unter Leitung von Dr. med. Oswald Gladerer, Brünn, ein 2. Volkstanzkurs mit 120 Teilnehmern statt. Am 26. April 1930 ward unter Leitung des akad. Musiklehrers Robert Tremel, Linz, eine Abendspielwoche für Laute und Gitarre in Rattowitz abgehalten, der eine weitere in Bielitz folgt, zu Pfingsten fand im Jugendheim Anhalt eine ganztägige 2. Führersingwoche unter Leitung von Oskar Fieß, Wien, statt. Für den Herbst ist ein 2. Sprechorkurs, ein 3. Laienspiellkurs und eine 7. Abendsingwoche geplant. Wir können mit Freude feststellen, daß unsere Anregungen sowohl von katholischen, wie von evangelischen Kreisen aufgegriffen wurden und daß durch Weiterführung der Arbeit in Singwochen, Laienspiellkursen und Schulungskursen erfreuliche Fortschritte einer vertieften Bildungspflege zu verzeichnen sind. Die Wirkungen der von uns ausgestreuten Anregungen lassen sich bis nach Galizien und Posen-Pommerellen verfolgen. Das dem Kulturbund angeschlossene Musikamt hat in der kurzen Zeit seines Bestehens (etwas über ein Jahr) für mehrere Tausend Mark Noten unter der singenden Jugend verkauft. Das Liederbuch „Der singende Quell“ wurde in über 500 Exemplaren vertrieben.

Das neuerbaute Jugendheim in Anhalt wird am 4. Mai durch einen Deutschen Jugendtag eingeweiht und der wandernden Jugend zur Benutzung übergeben. Das Jugendheim in Althammer wurde neu hergerichtet.

Die Einrichtungen der Geschäftsstelle (Laienspielbücherei und -beratungsstelle, Lichtbildstelle, Vortragsvermittlung) haben weiteren Ausbau erfahren. Die Bestände sind durch drei umfangreiche besprechende Verzeichnisse erschlossen. Daß der Umfang der Arbeit groß ist, beweisen die Zahlen folgender Statistik:

Von den vorhandenen 766 Schriften der Laienspielberatungsstelle waren

722 Bände in 199 Fällen verliehen. Was aber besonders wichtig ist, ist der Umstand, daß die ausgeliehenen Spiele durchaus wertvolles Spielgut darstellen, während früher die Vereinsbühnen mit diesem vorhandenen, guten Spielmaterial überhaupt nicht bekannt wurden. In der Lichtbildstelle wurden verliehen: 213 Glasbildreihen (davon 91 an Schulen) und 305 Filme (davon 151 an Schulen), insgesamt also 518 Lichtbildserien samt Texten (davon 242 an Schulen). Die zwei Glasbildapparate wurden 57 mal, die drei Filmapparate 89 mal ausgeliehen, so daß die Apparate also 146 mal ausgeliehen waren, was jedermann wohl als reichliche Nutzung wird ansprechen müssen. Diese Abteilung wird in ihrem Material weiter ausgebaut. Die Arbeit dringt in viele kleine Orte Oberschlesiens. Von der Geschäftsstelle selbst wurden im Berichtsjahre durchgeführt ein Einführungsvortrag für die Handhabung der Lichtbildapparate, 12 Märchenabende und 23 heimatkundliche Vorträge.

Der Bildkalender „Ost-Oberschlesische Heimat“ ist in seinem zweiten Jahrgang schon Mitte Dezember vergriffen gewesen. Die Auflage des nächsten Jahrganges muß erhöht werden. Im vierten Jahrgang soll er zu einem Kalender des Gesamtdeutschtums in Polen ausgebaut werden.

Die Büchereiarbeit des Berichtsjahres war organisatorisch durch das weitere Vordringen in kleine und kleinste Ortschaften gekennzeichnet. Es wurden Büchereien errichtet in Orzesze, Piasek, Kreis Lublinitz, Psarany, Jasdrosc, Janow, Gottschalkowitz, Kunzendorf; Lesezirkel in Radoschau, Paulsdorf, Bytkow in Oberschlesien. In Ostschlesien in Lobnitz, Magdorf, in Galizien in Stebnik, Stanin, Engelsberg, Neu-Rupniowice, Mühlbach-Sokolowka, Neu-Oleschice, Biala-Lescin. Aber auch zwei große Büchereien konnten neu aufgebaut werden in Bismarckhütte (derzeit 732 Bände, 171 Leser, 3036 Bände Ausleihe. Alles dies in vier Monaten. Die Bücherei befindet sich weiter in schneller Aufwärtsentwicklung) und Königshütte—Süd (932 Bände, 250 Leser, 6165 Bände Ausleihe. Auch diese Bücherei wird noch weiter wachsen). Für Ruda wird an die Neuorganisation einer öffentlichen Bücherei herangegangen, auch Pleß soll belebt werden. In Laurahütte steuert die Bücherei auf das erste Tausend Bestand zu. Dann wurden die Schülerbüchereien der deutschen privaten Volksschulen in unseren Betreuungsbereich einbezogen. Der Umfang der Arbeit ist dementsprechend sehr groß, was die Statistik in folgenden Zahlen erkennen läßt:

Die Zahl der Büchereien beträgt am 1. April 1930: 265 Büchereien und 24 Lesezirkel. Davon befinden sich in Oberschlesien 93 Standbüchereien, 65 Schülerbüchereien und 21 Lesezirkel; in Ostschlesien 16 Standbüchereien und 12 Schülerbüchereien; in Galizien 74 Standbüchereien, 5 Schülerbüchereien und 3 Lesezirkel für die Hochschulvereine Krakau, Warschau und Lemberg. Der Größenordnung nach befinden sich darunter eine Bücherei von über 10.000 Bänden (Bücherei für Kunst und Wissenschaft: 12.206 Bände), 4 von über 5000 Bänden, 6 von über 3000 Bänden, 19 von über 1000 Bänden, 14 mit etwa 1000 Bänden. Der Gesamtbücherbestand ist trotz des Zuwachsens der weiter unten angegebenen neuen Bücher durch den nun schon einsehenden

Verschleiß mit 120.000 Bänden gleichgeblieben. Die Ausleihe hat wieder über eine Viertelmillion Bände erreicht. Die Leserschaft ist trotz Abwanderung durch Gewinnung neuer Leser mit etwas über 20.000 eingetragenen Lesern gleichgeblieben. Da die Unsitte des MitleSENS der ganzen Familie, die die Bücherei um ihre geringen Einnahmen bringt, nicht abzuschaffen ist, darf die Leserschaft ruhig auf den doppelten Wert von 40.000 Menschen angesehen werden. Die Lieferungen des Verbandes deutscher Volksbüchereien in Polen betragen im Berichtsjahr 11.472 Bände an neuen Büchern, darunter 6214 unterhaltenden Inhalts, 2719 belehrenden und wissenschaftlichen Charakters und 2539 Jugendbücher. Diese Summe umfaßt in diesem Jahre nur umfangreiche Werke. Da das Lager des Verbandes immer mehr mit den im Katalog „Die deutsche Bücherei in Polen“ angegebenen Werken gefüllt wird, gibt diese Zahl auch einen qualitativen Wertmesser. An Karteimaterial wurden 48.105 Einheiten geliefert. Darunter befinden sich 16.042 Buchkarten, 9490 Katalogkarten, 1600 Manuskriptkarten, 1330 Leserkarten, 3150 Lesehefte, 2250 Erklärungskarten, 6550 erstmalige Mahnkarten, 1700 zweite Mahnung, 4700 Stempelblätter, 500 Vormerkungen, 777 Leitkarten, 10 Zugangslisten, 6 Leserlisten. Außerdem wurde der Bücherei Myslowitz eine Rolle Packpapier, den kleineren Büchereien 842 Meter Papier geliefert.

An Bucheinbänden wurden hergestellt 3043 Bände. Beim Buchbinder befinden sich noch 1100 Bände. An 124 mit Konten geführte Büchereien wurden geliefert Bücher für 39.795 Zloty, an die Bücherei für Kunst und Wissenschaft für 8000 Zloty, an die Volksbücherei Rattowitz für 7460·28 Zloty, schätzungsweise an die nicht mit Konten geführten Büchereien für 10.000 Zloty. Das ergibt einen Gesamtbetrag von 65.255·96 Zloty. Hiervon wurden zurückgezahlt 37.160·66 Zloty. Es bleibt somit eine Restschuld von 28.095·30 Zloty.

Der Schriftverkehr ergibt 1232 Eingänge und 2002 Ausgänge. Lieferungslisten wurden 480 ausgeschrieben, Pakete 335 ausgesandt. Es bleibt ein Lagerbestand von 1574 Büchern unterhaltenden und 1427 belehrenden Inhalts. Zu diesem Bestand müssen gerechnet werden die noch beim Buchbinder sich befindenden 1100 Bände und 500 Bände, die aus dem Umtausch älterer Werke in Kürze dem Bestande zufließen. Das ergibt einen Lagerbestand von 4601 Bänden. Subventionen wurden im Berichtsjahre gewährt von der Stadt Rattowitz 4000 Zloty, von Königshütte 2000 Zloty, welche der Literarischen Vereinigung zugute kamen, von Tarnowitz 1000 Zloty, von Loßlau 100 Zloty, von Friedenschütte 250 Zloty für die Schülerbücherei der Minderheitsschule. Insgesamt also 7850 Zloty. An Spenden flossen uns zu 1134 Bände vom W. D. A. und 50 Bände von Direktor W. Scheffen. Für 2000 Mark konnten Bücher an die Büchereien Lemberg, Stryj, Stanislaw (Gymnasium, Volksbücherei, Föckler'sche Anstalten) und an die Hochschulvereine in Krakau und Lemberg geliefert werden. Der Leihverkehr mit wissenschaftlichen Bibliotheken des Reiches wurde benutzt von 21 Entleihern, die 69 Bände anforderten. Die Bücher dienen der Unterstützung von Doktorarbeiten. Auch heuer konnten wieder 1000 Fabeln und 500 Kalender verteilt

werden. Dank des Entgegenkommens der Verwaltung des „Landwirtschaftlichen Zentralwochenblattes“ sind wir in der Lage, 20 galizischen Kolonien kostenlos diese Zeitschrift zu liefern. Da die Geldmittel beschränkt sind und nicht entsprechend der größeren Zahl der zu versorgenden Buchereien gewachsen sind, ist es nur durch Erschließung billiger Einkaufsquellen möglich gewesen, den Anforderungen nachzukommen. Die Bücher werden nur in Broschur oder Rohbogen eingekauft und bei uns aufgebunden, was eine Ersparnis von 15% des Buchpreises ergibt. Außerdem ist der von uns hergestellte Büchereinband haltbarer. Wir können mit Stolz feststellen, daß wir bis jetzt jedem Wunsche unserer Buchereien nachgekommen sind.

Das Hauptgewicht lag aber auch in diesem Jahre auf der Vertiefung der Büchereiarbeit. Der Bestandsaufbau wird, da das Lager des Verbandes immer mehr mit dem im Katalog „Die deutsche Bucherei in Polen“ verzeichneten Büchern aufgefüllt wird, systematisch weitergeführt. Die Buchereien kaufen ihre Bücher nur bei und durch den Verband. Daß es im Anfang nicht leicht war, das Leseniveau zu heben, wird jedem Kundigen einleuchten, daß das Durchhalten belohnt wurde, zeigen die Verzeichnisse der meistgelesenen Bücher und die zunehmenden Leserszahlen. Im Berichtsjahr wurden 7 Kataloge herausgebracht, und zwar der Auswahlkatalog „Die deutsche Bucherei in Polen“, der zirka 1000 Bände in kurzer besprechender Form, den Bedürfnissen unserer Leser angemessen gliedert, verzeichnet, außerdem eine Anleitung zum Auf- und Ausbau der Buchereien gibt, ein besprechender Nachtragskatalog der Volksbucherei Tarnowitz und 5 Nachtragskataloge zu den einzelnen Fachkatalogen der Bucherei für Kunst und Wissenschaft . . . In Bearbeitung befinden sich der Katalog der Volksbucherei Rattowitz und Myslowitz. Die Zeitschrift „Schaffen und Schauen“ hat in zwei größeren Arbeiten (Dr. Wilhelm Schuster: „Das deutsche Büchereiwesen in seiner Bedeutung für den geistigen Aufbau des deutschen Volkes“ und Büchereidirektor Plage: „Literatur und Lebensgestaltung“) und mehreren kleinen Aufsätzen die geistige Weiterführung versucht. Abdruck von Programmen von Vorlesestunden und der „Bücherfreund“ mit seinen Besprechungen aller für Volksbuchereien wichtigen Neuerscheinungen dienen gleichfalls einer tieferen Fundierung der Arbeit. In der Reihe der „Ostdeutschen Heimatbücher“ ist der dritte Band „Sagen der Beskiden-Deutschen“ erschienen. 1931 erscheint als Band 4 der Bild- und Aufsatzband „Ost-Oberschlesische Heimat“. In der Reihe der „Ostschlesischen Heimathefte“ erscheint wahrscheinlich noch in diesem Jahre als 4. Folge das „Zweite Ostschlesische Volkstanzbest“. Eine neue Reihe „Beiträge zur oberschlesischen Geschichte“ soll noch in diesem Jahre mit einer Arbeit über Christian Ruberg zu erscheinen beginnen. Drei Büchereitage, die gut besucht waren und von denen der eine der Einweihung des neuen Büchereigebäudes in Rattowitz diente, behandelten Einzelfragen des Büchereiwesens. Mit dem neuen Geschäftsjahr wird auch eine intensivere Bereisung der Buchereien möglich werden, so daß an Ort und Stelle mit Rat und Tat wird eingegriffen werden können. Im übrigen ist der Verband über den Bestand der Buchereien stets unterrichtet, da er über jede Lieferung Listen zurückbehält.

Der Zusammenhang zwischen dem Büchereiwesen und den übrigen bildungspflegerischen Einrichtungen ist ein enger, da immer in den Veröffentlichungen der einen auf die zur Verfügung stehenden Bildungsmittel der anderen hingewiesen wird. Wir dürfen feststellen, daß unsere zielgerichtete Bildungspflege in organischem Wachstum sich den Verhältnissen unseres Deutschlands vollkommen angepaßt hat, daß sie von weiten Volkskreisen als lebensnotwendig empfunden und von reger Teilnahme getragen wird.

Kritik des Baltendeutsch

Niedersächsisch = ostpreußisch = fremdsprachliche Einflüsse

von Percy Meyer = Riga

Gibt es eine deutsch = baltische Mundart; hat es je eine solche gegeben? Das heimische Schrifttum über diese Frage ist dürftig und behandelt sie meist auch nur nebenbei. Von baltischen Verfassern hat bisher wohl nur Oskar Masing das Baltendeutsch quellenmäßig dargestellt. Neben ihm sind besonders die Reichsdeutschen Walter Mikka und Konrad Hentrich zu erwähnen, wenn wir tiefer in die Vergangenheit zurückgreifen, auch noch die Balten Seemann v. Jesersky, Seuberlich, Bertram, Gutzeit. Der Eindruck aus den Arbeiten dieser und noch etlicher Verfasser ist uneinheitlich. Kein Wunder, hat sich doch das Urteil im Laufe der Zeit wandeln müssen, entsprechend den jeweils verschiedenen Einflüssen, denen das Baltendeutsch unterlag und zum Teil noch unterliegt. Hier soll hauptsächlich das Rigaische Deutsch in gebotener Kürze untersucht werden — erklärlicherweise weniger die Umgangssprache der Gebildeten, mögen diese auch als einstige Oberschicht hier immer noch besonders zahlreich vertreten sein, als gerade jene Art Unter- oder Zwischenmundart der „kleinen Leute,“ die zwischen Memelstrom und Narwe lange Zeit hindurch unter den Generalnenner „Knoten“ fielen, ja nicht selten auch jetzt noch so bezeichnet werden. Das „Knotendeutsch“ aber ist für uns wichtig, zumal nach den erfolgten sozialen Umwälzungen, durch welche die früher so spärliche einheimische Blutauffrischung der sich jetzt schneller erschöpfenden, einst so exklusiven deutsch = baltischen Gesellschaft nachhaltig gefördert wird. Beiläufig bemerkt, verrät auch das angehende Hochdeutsch des gebildeten Balten in der Regel unverkennbare Anklänge an die Sprechart des „kleinen Mannes“. Weil endlich nicht weniger als die Hälfte aller in der Heimat verbliebenen rund 90.000 Deutsch = Balten (Lett- und Estländer) in Riga lebt, ist die Rigaische Sprechart für das gesamte, an sich ziemlich einheitliche Baltendeutsch ausschlaggebend.

„Wichtiger als die Universität Königsberg für die Bewahrung und Bereicherung des niederdeutschen Sprachschazes ist aber jedenfalls die Einwanderung preußischer Handwerker¹⁾ gewesen.“ Diese von Masing stammende Erkenntnis,

¹⁾ Darunter besonders viele aus Ostpreußen.

mag sie sich auch hauptsächlich auf die Siedlungsbewegung während des 17. und 18. Jahrhunderts beziehen, charakterisiert zum Teil noch die gegenwärtige Lage: nicht der gebildete Einwanderer aus den Hansestädten und anderen meist nieder- und mitteldeutschen Gauen hat entscheidend zur hiesigen Sprachentwicklung beigetragen — das Auslandsstudium kommt noch weniger in Betracht — sondern eben der nach Osten ziehende Wanderbursche, der meist aus der Gegend zwischen Niederweichsel und Memelstrom, ja zuletzt in verhältnismäßig stärkstem Maße sogar aus dem kleinen Zipfel zwischen der Memel und der alten russischen Grenze hierher gelangte — zuerst nach Kurland, in einer der nächsten Geschlechterfolgen aber nach Riga.

Um nun auf die einleitend aufgeworfene Frage näher einzugehen, ist wohl zu sagen, daß es eine ausgeprägte, arteigene, aus sich selbst heraus schöpfende baltische Mundart des Deutschen, einen selbständigen Dialekt also, nie gegeben hat, geschweige denn gibt. Hentrich meint: „Das heutige baltische Deutsch (der Intellektuellen) ist ein von lexikalischen und einigen lautstuflichen Eigenheiten des früheren hier herrschenden Mischniederdeutsch getragenes Hochdeutsch, das die grammatische Formenbildung und die Syntax dem Schriftdeutschen entnimmt, aber in Lautqualitäten und Akzent weitesten Sinnes ein vom konstruierten Normalhochdeutsch (Bühnensprache) stark abweichendes Gepräge zeigt. Es ist eine Mundart des schriftsprachlichen Hochdeutsch, die durch das Spezifische ihrer Lautung eine solche wird, nicht durch Wortschaff, Morphologie und Syntax.“

Der letzte Satz kennzeichnet den Begriff am genauesten, wiewohl die Bezeichnung „Mundart“ hier mißverständlich wirken könnte. Hentrichs weitere Ausführungen geben uns aber den gewünschten Aufschluß: „Es zeigt sich, daß im Lettischen ungefähr die gleichen Dauerverhältnisse der stimmlosen Verschlusslaute nach kurzem und langem Sonvokal gelten wie im Deutschbaltischen... Es hat den Anschein, als ob das slawische Einfallsgelände, von Mecklenburg beginnend und bis nach Ostpreußen sich steigend, längere Konsonanten aufweist, als das Andersdeutsche... Es wäre zu wünschen, daß bald Untersuchungen experimentalphonetischer Natur hier einsetzen... Wir sehen andererseits, wie die lettischen Aufnahmen (phonetische Sprechemessungen) sich in unserer Frage mit den deutschbaltischen decken; finden die langen Konsonanten auch bei den deutschen Versuchspersonen aus Estland; wissen, daß dem Estnischen ebenfalls diese Längen eignen... Man darf in den in osteuropäischen Sprachen vorhandenen Konsonantenzahlen vielleicht ganz allgemein ural = altaische¹⁾ Einflüsse sehen, wie z. B. im Finnischen heute noch die Konsonantendauer eine grammatische Rolle spielt.“

Schon Miksa war zur Zeit der deutschen Besetzung Kurlands zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt: „Die Beobachtung einer Gruppe von Mitauer Gymnasiasten z. B. zeigte, daß einige mehr „landisch“ sprechen als die anderen, sie kamen gewöhnlich wirklich vom Lande. Und das führt zum Folgenden: der Einfluß der nichtdeutschen Landessprachen ist besonders bei sprachlich isoliert lebenden

¹⁾ Statt ural = altaisch wäre hier finnisch = ugrisch die zutreffende ethnologische Beziehung.

Deutschen zu bedenken... Die rasche Artikulationsbewegung ist mit sehr geringer Tonbewegung verbunden, die sprachliche, nicht gesungene Tonkala ist wenig umfangreich. Die Sprache klingt monoton.“ An anderer Stelle bemerkt Mikka: „Bodenständige Erzählungen wie Märchen, Abzählreime, Necksprüche usw. erweisen sich gewöhnlich als von Deutschland hereingebracht. Das liegt an der eigenartigen sozialen Zusammensetzung der Sprachträger. Derartige Dinge sind hier in deutscher Sprache eigentlich nur kunstgemäß gepflegt vorhanden. So fehlen auch bodenständige Volkslieder. Nicht gehören hierher die zahlreichen Nachdichtungen aus lettischer und estnischer Volkspoesie, diese sind literarische Leistungen. Überhaupt dürfte die deutsche Volkskunde im Vergleich zu anderen deutschen Sprachgebieten hier recht wenig zutage zu fördern; nicht gemeint ist lettisches, estnisches Gut.“

Auch im Vorstehenden also eine Bestätigung der hier ausgesprochenen Ansicht, daß eine ausgeprägte, arteigene, selbständige baltische Mundart nicht besteht, wie sie nie bestanden hat. Lautlich weicht das Baltendeutsch von allen deutschen Dialekten stark ab; dasselbe gilt von der Art, wie das Hochdeutsch hier wie „draußen“ ausgesprochen wird. Die Gründe hierfür sind naturgegeben. Noch artfremder — schon ganz „ausländisch“ — klingt dem Ohre des Reichsdeutschen die Aussprache des eigentlichen Deutsch-Russen, was ebenso natürlich und erklärlich ist. Wie sehr sich hier vor dem Kriege schon ein eng partikularistisches Artempfinden herausgebildet hatte, geht aus der bezeichnenden Tatsache hervor, daß betontes, womöglich schnarrendes Reichsdeutsch von halbgebildeter, also nicht gerade spärlich vertretener Seite zum „ausländischen Dialekt“ gestempelt wurde, eine urwüchsignaive Auffassung, die nun stark schwindet.

In den letzten Jahrzehnten, noch mehr in den letzten Jahren, hat die zunehmende Verflüchtigung deutscher Balten mit lettischen, estnischen, russischen wie anderen Heimatgenossen der sprachlichen Lautvermischung Vorschub geleistet, besonders auffallend bei den Kleindeutschen auf dem platten Lande (weniger bei den abgeschlossen lebenden Kolonisten), andererseits aber auch bei Letten und Esten in einzelnen größeren Städten. Entgegen tiefeingewurzelten Vorurteilen ist eben festzustellen, daß Sprachen andauernd ihren Charakter wechseln. Besonders in Grenzlanden, erst recht in der Diaspora. Wenn je, so gilt hier das Wort vom stetigen Fluß der Dinge.

Das Baltendeutsch des schlichten Mannes, eben das „Knotendeutsch“, auch „Dinakantsch“ (die Dünaufer bei Riga bilden das Kernstück unserer „Waterkant“), hin und wieder noch „Hagensberchs“ genannt, weil Hagensberg jetzt der deutscheste Stadtteil Groß-Rigas ist, hat seit jeher die heimatlischen Schnurrendichter zu humorvollen Lokalschilderungen angeregt. In der Tat: unser „Kleindeutsch“ klingt so drollig, ist so verb und knorrig, schwelgt in einem solchen Maße in urwüchsigem, wenn auch meist entlehnten, deshalb aber dem Ortseingewessenen nicht minder vertrauten Volksausdrücken, daß man früher, als es eine systematische Forschung des im Grunde vielfach gering geschätzten Orts- und Provinzidioms nicht gab, daß man also dieses „Kleindeutsch“ nicht anders als von der komischen

Seite nehmen konnte. Manch üppige Blüte eines kernigen Humors ist dieser Lokalliteratur entsprossen. Der Nordlidländer Bertram ist wohl als Schöpfer des hier erwähnten launigen Schrifttums auszusprechen. In Riga wurde es von Seemann v. Jesersky zuerst aufgenommen, der später nicht wenige Nachahmer fand, von denen aber nur einzelne jetzt noch bekannt sind. Rigaische Zustände und Volksart in der Zeit um 1860 hat S. v. J. zehn Jahre vor Kriegsbeginn „fröhlich der vollkommenen Vergessenheit einstweilen entziehen“ wollen. Neun Jahre darauf gab er seine „Dinakantschen Geschichten in Gedichten“ in vermehrter Auflage heraus. Ihnen ist hier die folgende Kostprobe entnommen, eine Parodie auf „Des Sängers Fluch“.

Da stand grad bei „Brückende“¹⁾ / Ein Haus auf linke Hand, / Das konnte jeder sähen / Von ganze Dinakant. / Vor Haus, da war ein Gaartchen / Mit Bäume Sticker vier / Und drein, da kennt man friezen / Verbiß²⁾ un Schnapß un Bier. / Da saß der Wirt ganz bräsig / Un hätt viel Feld un Brot, / Da saß är hinter Tonbant³⁾ / Mit Fluntsche⁴⁾ / dick und rot. / Un was är denkt, is: Trinken, / Un hungrich bleibt är nich, / Un was är sacht, is: Zahlen! Unschreiben — schreibt är nich. / Da kamen mal in Kneise / Zwei Musikantens an, / Där eine junk un stipper⁵⁾, / Där anner alter Mann. / Där Alte mit Fittarre, / Där säht sich hin auf Bank, / Armonika hätt Junger / Und stellt sich neben mank. / Där Alte sacht fär Junger: / „Jez halt dir strämp, mein Junk! / Reiß auf de feinste Nummer / Un laß man recht mit Schwunk! / Und spiel man forsch⁶⁾ mit alles, / Mit Glockenspiel und Baß. / Ich dent, där Wirt wird jäben / Doch ein Flasch Bier fär das.“ / Nu sunk är an zu klimpern / Fittarre ganz allein, / Denn reißt är forsch un forscher / Auf Seitens, aberst fein! / Denn lächte nu auch Junger / Armonika voll los / Un denn Fittarre zwischen, / Bi Gott! das war famos! / Die Jäste in de Kneise, / Die saßen, so wie stier, / Sä hielten alle Maul auf / Un tranken gar fein Bier. / Frau Wirten blieb⁷⁾ ganz dammlich, / Da kemmt ihr was in Sinn: / Sä stellt fär Musikantens / Fir än Flasch Schwachbier hin. — / „Ihr habt varfuscht mir Jäste, / Veraast ihr noch mein Frau?!“ / Där Wirt, där brillt un ziddert / Un bleibt in Flabbe⁸⁾ blau. / Uer schmeißt an Kopp den Jungen / Battelje⁹⁾ Doppelbier, / Daß där nich konnte spielen / Un blutet, so wie Stier. / Un alle Jäste spannen / Man aus, so wie jebrennt, / Daß man se nich als Zeijers¹⁰⁾ / Bei Pristaff¹¹⁾ friezen kennt. / Där Alte bindt

1) Das linksseitige Ende der damaligen Rigaischen Floßbrücke.

2) Imbiß (Gabelfrühstück).

3) Schanklette.

4) S. v. w. Frage.

5) Lettisch: stark (kräftig).

6) S. v. w. schneidig.

7) Lettische Wortform für wurde.

8) S. v. w. käsiges Gesicht.

9) Flasche.

10) Zeugen.

11) Russisch: Polizeihauptmann (3. T. heute noch gebräuchlich).

den Jungen / Sein alte Schall um Kopp / Un denn dawai¹⁾ arraußer / Aus
 Kneise in Gallopp. / Doch draußen vor de Shire, / Da hält är wiederst an / Un
 sucht auf Straße Steiners, / Soviel är kriejen kann / Un schmeißt arrein in Fenster,
 / Daß jeht nur klirr un knack, / Un schimpft so, wie nich gut ist, / Un zeicht auf
 Wirt Rulack²⁾. / „Värdammt soll sein die Kneise / Un nie Musik nicht drein:
 / In „Griene Fijeliene“ — / Nein, Zank un Keilerein! / Nur Bluffatten³⁾ un
 Schuliks⁴⁾ / Un nur Värlust un Krach, / Bis man kämmt anjeslochen / Där
 rote Hahn auf Dach! / Värdammt du Wirt värfluchtjer! / Was weißt du von
 Musik? / Du sollst bi all das Sparen / Niemals nich haben Glück! / Kein Mensch
 soll dir nich kennen / Un du sollst wärden dann, / Wie Tropfen fällt in Dina,
 / Was keiner finden kann!“ / Wie Alter hätt jerusen, / Uktrat so bald schonst
 war, / Da kam von Badstüb über / Auf Kneise groß Puschar⁵⁾. / Aen Schornsten
 blieb nur stehen / Un stand auch schonst ganz krumm, / Da kämen denn Pus-
 harniks⁶⁾ / Un schmissen ihm noch um. / Wie Kneiswirt war sein Name,⁷⁾ / Das
 weiß jeht keiner mehr / Un mächt auch keiner wissen, / Wie hieß Värfluchtjer.

Dieses lokalliterarische „Kabinettstück“ kennzeichnet im großen und ganzen
 auch das noch fortlebende „Kleindeutsch“; das den Reichsdeutschen frappieren
 muß, aber noch am ehesten in Ostpreußen verstanden werden kann, abgesehen
 natürlich von den vielen Russifizismen und auch manchen Lettizismen. Die ganz
 eigenartige, denkbar breite, einzig auf die östliche Umwelt zurückzuführende Aus-
 sprache konnte hier nur dürftig angedeutet werden. Aber gerade die Aussprache,
 eben die Phonetik, ist es, die dem Baltendeutsch, und zwar nicht der Sprechart
 des „kleinen Mannes“ allein, ihren Stempel aufdrückt. Anthropophonetisch
 (menschenlautlich) untersucht worden ist das Baltendeutsch bisher noch wenig.
 Dagegen hat Prof. Doegen, der eigentliche Schöpfer der Anthropometrie und
 Leiter der in der wissenschaftlichen Welt wohl einzig dastehenden Lautbibliothek
 zu Berlin, in den Jahren 1923/24 lettische Märchen, Volkslieder, Zaubersprüche,
 sog. Musterworte und Chorgesänge phonetisch aufgenommen, um sie, durch eigens
 zu diesem Zweck gefertigte Membrane, auf Wachsplatten festgehalten, seiner
 sprechenden lebendigen Bibliothek von praktisch unbegrenzten Lebensdauer anzu-
 schließen. Dem Verfasser dieser Untersuchung gegenüber stellte der namhafte deutsche
 Gelehrte eine künftige Fixierung des Baltendeutsch damals (vor fünf Jahren) als
 fraglich hin; nicht daß der Schreiber dieser Zeilen wüßte, daß dies inzwischen
 doch schon geschehen wäre. Indes, für die Sprachkunde sind die baltischen Sprachen
 gewiß wichtiger als das immerhin doch fragliche Baltendeutsch, dessen Phonetik
 allzu sehr im Banne der lokalen Einflüsse verharret.

1) Russisch: haidi.

2) Russisch: Faust.

3) Lettisch: Lumpen.

4) Russisch: Gauner.

5) Nach dem Russischen: Poshar — Feuerschaden.

6) Nach dem Russischen: Posharnik — der Feuerwehrmann.

7) Kneiswirt sein Name: schusterdeutsche Form für des Kneipwirts Name.

Eine andere Frage ist in diesem Zusammenhang aufzuwerfen: „Droht“ dem Baltendeutsch nicht ein baldiges, nunmehr aber sang- und klangloses Verlöschen? Das ist sogar wahrscheinlich, aber nicht viel wäre dabei verloren. Von den Literatursprachen, alten und neuen, wird es vermutlich in ziemlich kurzer Zeit verdrängt werden. Als weitere Etappe in dieser Art Kulturkampf, denn um einen solchen handelt es sich auch hier im letzten Grunde, ist der Wettbewerb der Literatursprachen untereinander vorauszusetzen, wobei der höhere Kulturgehalt neben vielen anderen volkspolitischen Faktoren wohl den Ausschlag geben wird. Damit ist diese Abhandlung zu schließen.



Der Roman des Auslandsdeutschtums

von Fritz Heinz Reimesch

Wir Auslandsdeutschen haben uns oft und oft darüber gekränkt, daß sich die reichsdeutsche Literatur nie mit uns ernstlich befaßt hat. Wohl hat der eine oder andere Erzähler zufälligerweise auch einmal ein im Auslands- oder Grenzdeutschtum liegendes Thema aufgegriffen, für gewöhnlich nahm sich der Dichter aber nicht die Mühe, das Schicksal des Völkchens, in dessen Mitte seine Erzählung spielte, auch wirklich zu studieren, Charaktere zu schildern, die möglich waren. Es wurden Probleme gewälzt, die für die geschilderten Menschen keine Probleme waren, es wurden Konflikte konstruiert, die bei dem bestimmten auslandsdeutschen Stamm unmöglich waren. Mit stillem Ärger denke ich da z. B. an den sonst ganz flott geschriebenen Roman aus Siebenbürgen von Traugott Tamm „Auf Wache und Posten“, der versuchen wollte, das Siebenbürger Sachsentum zu gestalten, dessen Liebesgeschichte sich aber um einen sächsischen Burschen und ein rumänisches Mädchen rankt, wobei zu bemerken ist, daß solche Liebesverhältnisse — ganz gleich ob legitim oder illegitim — zwischen Sachsen und Rumänen nie vorkommen, es also grundfalsch war, einen Konflikt aus dieser Mischehe zum tragischen Faktor zu machen.

Wir haben uns, wie gesagt, oft über die Oberflächlichkeit geärgert, mit der der reichsdeutsche Schriftsteller falsch verstandene und flüchtig aufgeschnappte Lebensformen und Daseinswerte irgendeiner auslandsdeutschen Gruppe geschildert haben, und wir haben uns über jedes Geschichtchen gefreut, das ein Reichsdeutscher schrieb und das richtig gesehen war. Gesehnt aber haben wir uns nach dem Dichter, der aus den Tiefen der geistigen deutschen Nation heraus das Auslandsdeutschtum zu gestalten vermöchte. Daß dies kein Grenz- oder Auslandsdeutscher sein könnte, war mir bewußt, denn wir Auslandsdeutschen stehen doch zu sehr drinnen im Tageskampf, es fehlt uns auch vielleicht die engste Verbindung zu den Herzen, die das geistige Deutschland bedeuten; wenn wir schreiben, so schreiben wir — ob wir wollen oder nicht — Tendenz. Wer aber das Schicksal des

jenseits der Grenzen stehenden Deutschen schildern will, der darf nicht Tendenz, sondern er muß abgeklärte Wahrheit schreiben.

Und so haben wir denn gewartet auf den, der das gestalten wollte, was wir sind, warum wir gelebt, warum unsere Vordäter gekämpft und gelitten, gefallen und gesiegt haben, weshalb wir hinaus in die Unendlichkeit des Erdballs gehen mußten.

Das herzliche und rege Interesse, das uns die reichsdeutsche Wissenschaft seit einigen Jahren entgegenbringt, hat uns sehr wohl getan; daß sich die große Masse des deutschen Volkes, vornehmlich die Jugend, nicht nur für uns interessierte, sondern auch in großen Scharen zu uns kommt, hat im Auslanddeutschtum überall gezündet, nun fehlte noch der Dichter, der dem Mutterland das gab, was keine Wissenschaft, kein sachlicher Bericht zu zeigen vermag, unsere unsterbliche Seele; der imstande war, unsere suchenden und tastenden Sinne, die auf innerliche Vereinigung mit der großen Flamme dieses geistigen und seelischen Deutschland drängten, auf den rechten Weg zu führen.

Es ist sehr viel, was wir fordern dürfen, und es ist kaum möglich, so hohe Forderungen mit einem Wurf zu erfüllen. Wir wollen daher heute noch nicht entscheiden, ob der Roman „Volk auf dem Wege, Roman der deutschen Unruhe“ von Josef Ponten diese hochgesteckten Forderungen erfüllt, da bisher nur der 1. Band „Wolga Wolga“ (deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) vorliegt. Der nächste Band, der das deutsche Amerikanertum schildert, wird die „deutsche Unruhe“, die deutsche Fernsehnsucht, in noch sehr viel klareren Zügen umreißen können, als dies bei der Gestaltung wolgadeutschen Schicksals möglich ist.

Warum wohl Ponten die Wolgadeutschen gewählt hat? Die Wolgadeutschen waren vielleicht die Auslanddeutschen mit ausgeprägten Stammeseigentümlichkeiten, die im Mutterland am wenigsten bekannt waren und, meteorhaft infolge des grauenvollen Geschicks am deutschen Himmel aufgehend, am schnellsten Allgemein-gut deutschen Wissens wurden. „Wolgadeutscher“ wurde zu einem Begriff des Glends, des Jammers, wurde eine märtyrerhafte Figur. Die Pfarrer sprachen von den Kanzeln, die Lehrer von den Kathedern, überall wurde für diese Ärmsten der Armen gesammelt und Zehntausende flüchteten durch Deutschland vor dem Tode zu ihren Verwandten nach Canada, nach Wisconsin, Dakota, Californien oder Argentinien. Zusammenhänge der deutschen Wanderlust taten sich plötzlich vor uns auf; an dem so tragisch drastischen Beispiel erkannten wir, daß wir stets und ständig ein „Volk auf dem Wege“, daß wir immer und immer noch ein Volk in Unruhe sind. Kolonistenschicksal in seiner herben Schlichtheit, aber auch in seiner tragischen Größe stand vor uns, Josef Ponten, der Dichter, griff es und gestaltete es.

Man könnte leicht meinen, er habe die letzten zehn an dramatischen Ereignissen so reichen Jahre zu gestalten versucht. Er tat es nicht, denn er hätte nicht vermocht, den Wolgadeutschen zu schildern, sondern er hätte gegen Hunger und Banditentum, Weiß- und Rotgardisten, gegen Scheka und Kommunisten — kurzum er hätte Tendenz schreiben müssen.

Statt dessen läßt er einen wolgadeutschen Schulmeister, einen versonnenen Menschen, über die unendliche Steppe blicken und seine Seele heimwärts fliegen nach Deutschland. Dies Land ist in der Erinnerung dieser Menschen, die die alte Heimat nur gefiltert durch die Herzen von fünf und sechs Generationen in der Verklärtheit sahen, das Land alles Guten, Ehrlichen, Genialen, mit einem Wort: das Land der Hochanständigkeit und der Geistigkeit. Um aber den wolgadeutschen Schulmeister zu verstehen, stellt Ponten dem Heimwärtssehnsüchtigen den Fernsehnsüchtigen des Auswanderns gegenüber, eines großen Vaganten, der in der Heimat nicht rasten, in der Ferne nicht ruhen kann, der immer wandern muß, um Befriedigung zu finden. Diese Gestalt des Suchenden ist Ponten ganz besonders gut gelungen, während mir der heutige Schulmeister etwas zu verträumt erscheint, zu sehr Romantiker.

Ich will den Inhalt des Werkes nicht erzählen. Es sei mir nur eine ganz kurze allgemeine Kritik gestattet. Was mir als Hauptsache erscheint, das ist die Tatsache, daß Ponten richtig gefühlt hat, daß er aus der Psyche des Wolgadeutschen heraus schreibt und nicht über sie, daß in seinen meisterhaften Sätzen, seinen Bildern und Vergleichen die rußlanddeutsche Gedankenwelt lebendig ist, nicht in der Tracht wolgadeutscher Bauern irgendwelche Menschen, Figurinen, die dem Dichter eben in den Kram passen, in einem „Roman“ agieren. Von einer ganz eigenartigen Plastik sind die Szenen, in denen der Fernsehnsüchtige geschildert wird, in denen das Rokoko der Katharina mit dem etwas starken asiatischen Geruch vor uns erscheint, in denen russisches Leben das erstmal den Deutschen verständlich wird. Aber nicht weniger gut beobachtet das erste Zusammentreffen des Schulmeisters mit dem Reichsdeutschtum und seinen uns Auslanddeutschen stets zunächst in die Augen fallenden unangenehmen Formen der Besserwisserei, des Dünkels und des Kasernenhohstons.

Wir können uns freuen! Sich in die Seele des rußlanddeutschen Kolonisten hineinzustellen, ist nicht allzuschwer. Ponten will mehr in seinem großangelegten Werke, er will die deutsche Unruhe gestalten, jene Unruhe, die Millionen Deutscher in alle Welt trug. Nach dem ersten Bande, nach „Wolga Wolga“ zu urteilen, wird ihm diese Gestaltung gelingen!



Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln

An dieser Stelle unserer Zeitschrift bringen wir von jetzt an in regelmäßiger Wiederkehr Proben des besten Geistesgutes derer, die daheim im Mutterlande leben und schaffen. So soll ein fruchtbringender geistiger Austausch von Volkstum zu Volkstum angestrebt werden, der — fern aller Politik — mentale Bindungen rein ideeller Art schaffen will, deren heute beide Teile sicherlich brauchen können. Durch das Entgegenkommen der reichsdeutschen Verleger sind wir in die Lage versetzt worden, wahrhaftig nach dem Besten greifen zu dürfen. Es ist der Plan der, diese Abschnitte zu sammeln und in besonderen Heften zusammenzubringen.

Wir beginnen mit der Veröffentlichung „Der Tod als Übergang“ aus dem Werke Heinrich Kessemeiers: „Das andere Urtlich des Todes“, das 1929 im Falkenverlag in Hamburg erschien:

Der Tod als Übergang

von Heinrich Kessemeier

Der Wille zum Leben ist dem Menschen angeboren. Etwas anderes aber, das ihm gleichfalls angeboren ist, läßt sich mit dem Lebenswillen nicht in Übereinstimmung bringen, solange man im Tode die Vernichtung des menschlichen Grundwesens erblickt: die Sorglosigkeit gegenüber der letzten Stunde.

Alle Menschen ohne Ausnahme wissen, daß sie einsmals, vielleicht schon bald ihren letzten Atemzug tun müssen. Niemand weiß abends, ob er am Morgen das Licht der Sonne wieder erblickt. Aber kein Mensch macht sich, solange sein Leben nicht unmittelbar bedroht ist, darüber Gedanken. Mit Gleichgültigkeit hat diese Sorglosigkeit nichts zu tun. Sie ist so allgemein, daß man in ihr ebenso wie im Lebenswillen eine angeborene Eigenart erblicken muß. Wie soll man sich diese aber erklären, wenn wirklich dem letzten Atemzug ein Hinabstürzen in das Nichts folgte, wo der Mensch das Leben verlöre, wo weder Bewußtsein, noch Liebe, noch Treue und Hoffnung sein würden?

Ein Grauen müßte den nachdenklichen Menschen erfassen, ein Grauen, das ihn weder am Tage noch in der Nacht losließe. So müßte es sein. Warum ist es

anders? Warum sind wir in diesem Punkte so sorglos wie das Tier? Der gleiche Mensch, der sich oft um kleine vermeintliche Gefahren sehr viele Sorgen macht, so viele, daß ihm die Haare frühzeitig ergrauen, ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der größten und furchtbarsten Gefahr gegenüber, sein Leben einst zu verlieren, in der er tatsächlich stündlich schwebt, ganz und gar sorglos. Mit einer Verneinung der Fortdauer ist diese Sorglosigkeit schlechterdings nicht in Einklang zu bringen. Wie aber, wenn wir die Unzerstörbarkeit des Lebens als wahr unterstellen? Dann verschwindet der Widerspruch, dann wird die Übereinstimmung offenbar.

Des Menschen verborgene Natur, die wir gemeinhin Instinkt nennen, weiß, daß sie ihr Leben nicht verliert, also unbesorgt sein darf. Eine andere Sorge ist die, seine Sachen in solcher Ordnung zu halten, daß man jeden Tag 'Feierabend' machen kann. Diese gilt aber mehr den Zurückbleibenden, wurzelt also nicht in der Furcht vor dem Tode, sondern in der Fürsorge für Nahestehende. Bestände jene triebhafte Gewißheit nicht, dann müßte sich gerade ein sorgfamer Hausvater vorkommen, wie ein zum Tode Verurteilter, der den Richttag noch nicht weiß.

Wenn der Tod die menschliche Persönlichkeit vernichtete, wäre es natürlich, daß ihr Zustand sich mit der Annäherung des Todes immer mehr verschlimmerte, bis dann, wenn der Schmerz die höchste Grenze erreicht, das Herz plötzlich still stände. Ist das aber so? In vielen Fällen, besonders dann, wenn es sich um sehr schmerzhaftes Krankheiten handelt, tritt kurz vor dem Tode eine auffällige Besserung im Wohlbefinden ein. Am bekanntesten ist das bei Schwindfüchtigen. Bei ihnen kündigt die Wiederkehr des rechten Lebensmutes sehr oft die Todesstunde an. Es sind auch Fälle zu verzeichnen, daß Menschen, die Jahre oder Jahrzehnte in Irrenanstalten in geistiger Dunkelheit dahingelebt hatten, Stunden oder Tage vor dem Ende ihre volle Denkkraft zurückbekamen. —

Wenn der Mann der Wissenschaft zwischen mehreren Annahmen zu wählen hat, dann greift er zu der, die die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nur gegenüber dem Leben scheut er sich, diese Regel anzuwenden. Wie kann man sich die letzte Besserung des Wohlbefindens erklären? Das Wahrscheinlichste ist doch, daß beim Herannahen des Todes das Leben sich wieder seinem natürlichen Zustande, d. h. dem der Gesundheit nähert. Wenn wir nach der wissenschaftlichen Regel verfahren, dann hätten wir in der Hebung des Wohlbefindens ein Zeichen dafür zu sehen, daß der Tod das Leben nicht ende, sondern daß dieses nun genesen werde, und daß die bereits eingetretene Besserung den Beginn der vollständigen Genesung darstelle. In diesem Sinne meint Fechner: „Wenn schon die Annäherung des Todes eine so große Hebung des Wohlbefindens hervorrufen kann, wie groß wird dann erst das Wohlbefinden sein, wenn der Tod ganz eingetreten ist.“ —

Was offenbart das Antlitz eines Entschlafenen noch in der ersten Stunde nach dem Verschenden? Vor uns liegt ein Buch von Ernst Benckhardt: 'Das ewige Antlitz' (Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin). Es enthält eine große Menge Wiedergaben von Totenmasken. In einem Geleitwort sagt Georg Kolbe, der viele

Totenmasken abgenommen hat: „Des Menschen Tod bezeichnen wir als Erlösung und wirklich folgt dem letzten Atemzug ein fast überirdisches Lächeln. Allen Leidens enthoben, vollbracht! Wie eine Erfüllung, eine Vollendung erscheint das Sterben. Ob Kind, ob Greis, ob ich leichtes oder schmerzliches Sterben auf der Bahre sehe, alle tragen das Lächeln des Erlösten auf dem Antlitz.“

In dem genannten Werk erblicken wir unter vielen andern zwei Wiedergaben, die uns besonders fesseln. Die eine zeigt das Antlitz eines jungen Mädchens, das ins Wasser ging. Sie ist unter dem Namen ‚L'inconnue‘ bekannt geworden. Man zog den Leichnam in Paris aus der Seine und war durch das überirdische Lächeln gebannt. Obwohl Abbildungen in der Presse veröffentlicht wurden und Abgüsse der Maske als Kunstwerke in allen Teilen der Welt Verbreitung fanden, hat sich weder über Namen und Herkunft, noch über den Grund des selbstgewählten Todes irgend etwas ermitteln lassen. Sie ist, wie der Name besagt, den man ihrer Maske gegeben hat, die Unbekannte geblieben. Ihr Antlitz aber hat von der letzten Seelenstimmung einen solchen Ausdruck hinterlassen, daß man die Tote mit Recht die Glückselige nennen könnte. Beim Anblick einer anderen Wiedergabe, der Richard Wagners, wird man förmlich von dem Gefühl überwältigt, daß dieser große Künstler in seinem letzten Augenblick womöglich das schönere Urbild der Götterburg schauen durfte, die er im ‚Rheingold‘ verherrlicht.

Was ist hier wie bei den drei andern Merkwürdigkeiten das Wahrscheinlichste? Ein paar Worte des berühmten Chirurgen Billroth, die dieser kurz vor seinem Tode niederschrieb, lassen es ahnen: „Nachts 3 Uhr. Nacht ist es; schon lange lautlose Stille um mich. Nun wird es auch in mir still. Mein Geist beginnt zu wandern. Ein ätherblauer Himmel wölbt sich über mir. Ich schwebe körperlos empor. Es klingen die schönsten Harmonien von unsichtbaren Chören im sanften Wechsel gleich dem Atem der Ewigkeit. Auch Stimmen nehme ich wahr. Die Worte sind ein rauschend Klingen. Komm, müder Mann, wir machen dich glücklich.“ —

Unsere größten Geister bezeugen, daß ihnen das Antlitz des Todes ein anderes dünkte als der Masse der Verneiner. In seiner Schrift ‚Die Bestimmung des Menschen‘ (Reclam) sagt Johann Gottlieb Fichte:

„Was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Folge einer zweiten Belebung. — Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. — Für mich selbst ist die Todesstunde die Stunde der Geburt zu einem neuen, herrlichen Dasein.“

Unser größter Philosoph Kant sieht im Tode ebenfalls nicht eine Zerstörung des Lebens, wie folgende Aussprüche beweisen:

„Zerfällt der irdische Leib des Menschen, so wird der unsterbliche Geist des Menschen sich schnell über alles, was endlich ist, emporheben und in einem neuen Verhältnis zur ganzen Natur sein Dasein fortsetzen. — Der Tod ist nicht die absolute Aufhebung des Lebens, sondern die Befreiung der Hindernisse des vollständigen Lebens.“ (Du Prel: Kants Vorlesungen über Psychologie.)

Sogar der große Schwarzseher Schopenhauer vermag im Tode nicht das Ende des Daseins zu erblicken:

„Wir schauern vor dem Tode, vielleicht hauptsächlich, weil er dasteht als die Finsternis, aus der wir einst hervorgetreten und in die wir nun zurück sollen. Aber ich glaube, daß, wenn der Tod unsere Augen schließt, wir in einem Lichte stehen, von welchem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist.“ — „Nach dem Tode, frei vom Leibe, muß die Seele vollkommener wachen als jemals im Leben.“ (Neue Paralipomena.)

Der Philosoph Schelling bezeugt:

„Der Tod ist die Befreiung der innern Lebensgestalt von der äußern, die sie unterdrückt hält. — Die Entfernung des andern Lebens von diesem ist nicht größer als die Nacht von dem Tag und umgekehrt.“ (Clara.)

Und Goethe:

„Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne gleich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“ (Zu Eckermann am 2. Mai 1824.)

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach.
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Auch der große Maler Hans Thoma bezeugt in unserem Sinne:

Du darfst dich, Seele, nicht verloren geben:
Im Haus, vom Tod zerstört, warst du das Leben.

Doch was bedeuten alle diese Worte, so tröstlich sie klingen mögen, gegen die Beweiskraft des Opfertodes. Unter den Helden, die ihr Leben einer erkannten Wahrheit zuliebe opferten, leuchtet die Geistesgröße Giordano Bruno's hervor. Seine Lehren atmeten deutschen Geist. Er steht uns auch deshalb nahe, weil er in Deutschland an den Hochschulen Helmstedt und Wittenberg lehrte. Darum sei dieses Mannes besonders gedacht. Sieben Jahre mußte er im Kerker der Inquisition schmachten. Man hoffte, ihn mürrisch zu machen, ihn zum Widerruf seiner wissenschaftlichen Überzeugung von der Unendlichkeit des Sternennalls, der Mehrheit bewohnter Welten und der Seelenfortdauer, sowie zur Abschwörung seiner Zweifel an gewissen Kirchendogmen zu bringen. Bruno blieb fest. Am 9. Februar 1600 mußte er im Palast des Großinquisitors in Rom den Urteilspruch in der üblichen Formel über sich ergehen lassen, daß er so gelind als möglich und ohne Blutvergießen (d. h. durch Feuertod) bestraft werde. Seine Antwort war: „Ihr fället wohl mit größerer Furcht dieses Urteil, als ich es hinnehme.“ — Die zunächst auf den 12. Februar angeordnete Hinrichtung wurde aufgeschoben, wohl in der Hoffnung, Bruno werde sich noch in letzter Stunde zum Widerruf verstehen. Als

er aber auch jetzt noch ständhaft blieb, mußte er am 17. Februar 1600 den auf dem Campo di Fiori errichteten Scheiterhaufen besteigen. Kein Laut, kein Schmerzensschrei kam über seine Lippen. Als ihm während des Todeskampfes ein Kreuzifix vor die Augen gehalten wurde, wandte er mit stummer Gebärde der Ablehnung das Haupt. Hohn und Spott umtobten den brennenden Holzstoß. Der aber, der hier sein Leben für seine Überzeugung opferte, hatte in Vorahnung seines Todes dieses herrliche Kreuzwort niedergeschrieben:

Indem ich so von dieser Welt entschwebe,
Wo vom Sternenzelt mir andere Welten winken,
Laß ich der Erde Lust und Leid
Und der erstaunten Menge Neid
Tief unter mir versinken.

Wo hat jemals ein Vertreter des Massenwahns, ein Verneiner des Ewigen, ein Leugner der Unsterblichkeit, diese seine Überzeugung durch den Opfertod erhärtet? —

Die Weltgeschichte antwortet mit Schweigen und doch so beredt, daß der Glaube des Bejahers in der Wahrheit wurzelt.

Treten wir in Gedanken an eine Bahre.

Gibt es ein größeres Leid, als wenn wir zum letztenmal unsere lebenswarme Hand auf die erstarrte eines lieben Entschlafenen legen? Der schönste Frühling lacht nicht mehr, die Sonne verschwindet uns am hellen Tag. Als jenes Herz aufhörte zu schlagen, in dem nur Liebe und Treue wohnten, zerbrach unser Glück. Die gefühllose kalte Erde nimmt auf, was einst in unsern Armen ruhte. Frostlos und einsam bleiben wir zurück. Daß der Liebe solches Leid geschah! Wir folgten dem Gebot. Doch je größer und reiner unsere Liebe, desto schwerer das Leid. Wir verzweifeln an uns, wir verzweifeln an dem Herrn des Himmels. —

Folge mir, Leser, auf den Friedhof. Welf liegen die letzten Blumen auf dem Hügel, der unser Glück für immer verschließt. Etwas in unserm Gehirn sagt uns:

Armes Herz, was klagest du?
Oh, auch du gehst einst zu Ruh!

Die Klage ruft das geliebte Leben nicht zurück. Tausende leiden gleich uns. Kein Tag, an dem nicht eine neue Gruft sich aufbaut, wieder von trauernden Menschen geschmückt mit Blumen und einem kalten Stein. Auf den meisten steht: „Auf Wiedersehen!“ und ein Wort der Schrift oder eines Dichters. Auf dem Grabstein eines Jünglings lesen wir:

Du welktest hin in deiner Jugendblüte.
Dein Dasein war ein schöner Maientraum.
Unsterblich bleibt, was edel in dir glühte,
Die Hülle nur birgt der Verwesung Raum.

Die Hülle nur? Sind Mensch und Hülle nicht eins? Verwirrt gehen wir weiter. Gleich wird unser Blick wieder durch eine Inschrift gefesselt:

Dem Element gehört die Hand voll Staub
Und weiter nichts; der lichte Gottesfunken,
Ist nicht zugleich, auch nicht für uns versunken,
Und glüht nur reiner durch der Erde Raub.

Ein Fortglühen, ein reineres, durch der Erde Raub? Welch eigenartige Gedanken uns doch die Steinbilder mit ihren Inschriften aufdrängen. Wir kommen an das Grab eines großen Baumeisters. Ein einfacher Stein verkündet:

Was vom Himmel kommt,
Was uns zum Himmel erhebt,
Ist für den Tod zu groß,
Ist für die Erde zu rein.

Für die Erde zu rein? Ja. Aber für den Tod zu groß? Ist der Tod nicht der Vernichter des Lebens? Zerstört er nicht das Erhabenste, was es gibt, ein liebendes Herz? Wird es nicht verschlungen vom Grabe und aufgezehrt von der schier unerfättlichen Erde? Wir möchten nicht mehr denken. Aber wir bleiben wieder stehen und lesen:

Des Guten sich bewußt
Schließ sanft die Edle ein.
Erquickend wird der Schlaf,

Froh ihr Erwachen sein.

Tod, Schlaf, Erwachen? — Wir sehen nur Tod und Vergehen! Glauben möchten wir wohl an ein Erwachen, an ein Auferstehen — aber unser Zweifel. Wir finden keinen Ausweg. Anders spricht unser Verstand, anders unser Herz. —

Dort ist gerade ein neuer Grabstein errichtet worden. Welche Worte mag man in ihn eingegraben haben?

Schlaf oder Tod! Willkommen, Zwillingbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.
Traum ist der Erde Glück und Not.
Zu kurzer Tag, zu schnell verrauschtes Leben
Warum so schön und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod!
Hell strahlt das Morgenrot!

Traum! Zu kurzer Tag, zu schnell verrauschtes Leben! Unsere Gedanken fliegen zurück. Erinnerung! Wie schön sonst — und jetzt? Unser Blick fällt auf das große Kreuz, das auf einer Anhöhe steht und alle Zeichen der Liebe und Verehrung überragt. Dieses Denkmal trägt keine Inschrift und redet mehr als alle andern von Opferung und Leid. — Am Jüngsten Tage! In dieses Wort des Predigers müssen wir wieder denken; doch ebenso schnell meldet sich auch die qualvolle Frage: Wann? Vielleicht in ein paar tausend Jahren, wenn die Spuren

unserer Erdenwallens verweht sind? Wenn alles das, was wir erstrebt, geliebt und erlitten haben, ins Meer der Vergangenheit gesunken, wie die Wassermengen im Ozean verschwunden, die ihm vor tausend Jahren zuströmten? Doch sagte nicht der Gekreuzigte in seiner letzten Erdenstunde: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Dieses Wort klingt in unserm Innern nach. Dann stehen wir wieder draußen. Die Friedhofspforte aber gibt uns durch ihre verwitterte Inschrift diesen Trostspruch mit auf den Weg:

Mag der Körper doch im Grabe modern,
Für die Seele gibt es keine Gruft.

Tausende wandern gedankenlos vorüber. Dem Trauernden aber gibt die Inschrift neue Hoffnung. —

Hier die Stätte des Todes, an ihrer Grenze jedoch das hastende Treiben der Menschen. Eine Mauer schließt jene Stätte ab. Sie versinnbildlicht die geistige Schranke, die der Massenwahn zwischen uns und unsern Heimgegangenen aufgerichtet hat. Erst durch diesen ist das Wesen des Todes verdunkelt und aus dem Befreier ein Zerstörer geworden. Aber das Herz läßt sich nicht irreführen: Liebe und Treue bleiben bestehen. Und sie geben uns Grund zu der Hoffnung, daß sich uns trotz Zweifel und Verneinung liebevoll-verzeihende Hände entgegenstrecken.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Rundschau

Entwurf eines Minderheitenstatuts

Die Nr. 2048 vom 28. Mai 1930 der in Sofia als Organ des Außenministeriums erscheinenden Tageszeitung „La Bulgarie“ bringt am Kopfe einen Leitartikel „La Situation des minorités dans les Balkans“, der folgendermaßen beginnt: „Tous les observateurs impartiaux s'accordent à reconnaître l'acuité et la gravité du problème des minorités, tel qu'il se pose dans les Balkans. Il domine toujours la situation politique dans la Péninsule, et quiconque voudra émettre un jugement sur les affaires balkaniques devra nécessairement se demander quel est l'état dernier du problème minoritaire.“

Tatsächlich unterliegt es keinem Zweifel, daß das Minderheiten-Problem als solches den östlichen, wenn nicht den südöstlichen Dingen Europas sein Einrückten in das Blickfeld völkerbündnerischer Betrachtung und — Betreuung des Kontinents verdankt. Außerst klar formuliert die Frage Dr. C. G. Bruns in seinen „Grundlagen und Entwicklung des Internationalen Minderheitenrechts“ (Berlin 1929), wenn er sagt (S. 7): „Schon die verschiedene Art der staatsführenden Völker und ihre verschiedene Auffassung vom Wesen der Nation und des Staates und ihren Beziehungen zueinander hat überall zu eigenen Fragestellungen geführt. Während

Reichsgedanke und alte liberale Tradition die Engländer befähigt haben, außer in Irland überall, auch in den Dominionen, in Kanada und Südafrika, nationalkulturelle Fragen nicht zu staatspolitischen werden oder nicht solche bleiben zu lassen, droht den Franzosen die Gefahr, daß der starre Dogmatismus der Identität von Staat und Nation zu ernststen Konflikten zwischen Staatsgedanken und Lebenswillen der Volksevidualitäten führen wird. Diese Gefahr ist in den jungen Staaten Ostmitteleuropas durch die Übernahme des französischen Nationalstaatsgedankens zur lebendigsten Wirklichkeit geworden. Hier fehlen zudem Faktoren, die in Frankreich die Entwicklung maßgebend beeinflussen könnten, die Anziehungskraft einer ausgeglichenen hohen Kultur und eine alte überlegene Staatskunst.

Die kulturelle Mannigfaltigkeit der Völker Ostmitteleuropas spottet jeder verallgemeinernden Charakterisierung. Selbst innerhalb desselben Volkes bestehen in Niveau und Art erhebliche Unterschiede . . . In manchen Fällen ist das staatsführende Volk kulturell höher stehend, in anderen tiefer stehend . . . So hat auch jeder Staat, jedes Volk und jede Volksgruppe eigene nationale Probleme. Trotzdem hat Ostmitteleuropa eine gemeinschaftliche nationale Eigentümlichkeit, die es erlaubt, politisch von einem spezifischen ostmitteleuropäischen Nationalitätenproblem zu sprechen: die nationale Verzahnung.

Der Abschluß der Minderheitenverträge war eine Bedingung für die Anerkennung der neuen Staaten durch die alliierten und assoziierten Hauptmächte und für die Übertragung neuer Gebiete. Die Verliererstaaten haben ihre Zustimmung zur Abtretung von Gebietsteilen nur unter der Bedingung erteilt, daß die Sukzessionsstaaten eine völkerrechtliche Verpflichtung zum Minderheitenschutz übernehmen. Die Minderheitenverträge sind ein Teil der völkerrechtlichen Existenzgrundlage der Staaten.“

Nun ist aber de officio der Völkerbund die Stelle, die sich prinzipiell mit dem Minderheitenschutz zu befassen hat. Die allgemeine politische Entwicklung der Minderheitenfrage im Völkerbund läßt deutlich zwei zeitlich geschiedene Perioden erkennen, nämlich erstens: von 1920 bis 1923 eine Periode verhältnismäßig intensiver Beschäftigung mit dem Problem und zweitens: von 1924 bis in den Sommer 1928 eine Periode der Stagnation und des Rückschrittes.

Außerdem treten im Europäischen Nationalitätenkongreß seit 1925 alljährig fast alle Gruppen Ostmitteleuropas zusammen, und beschäftigen sich mit der Frage die freien internationalen Organisationen, nämlich der Weltbund der Völkerbundlichen, die Interparlamentarische Union und die internationalen juristischen Gesellschaften, sowie kirchliche Organisationen und Institute.

Eine umfangreiche Literatur ist dem Gegenstand erwachsen. Sie ist verzeichnet, bis etwa Sommer 1927, bei Jakob Robinson: „Das Minoritätenproblem und seine Literatur“ (Walter de Gruyter Berlin=Leipzig 1928), und fast alle wichtigen Dokumente, Verträge und Völkerbundsbeschlüsse bringt Herbert Kraus: „Das Recht der Minderheiten.“¹⁾ Für Südosteuropa sei auf die Arbeit des Herausgebers dieser

¹⁾ Georg Stille Berlin 1927.

Zeitschrift verwiesen¹⁾, und ebensowenig wird man an Stresemanns Rede in der Sitzung des Völkerbundesrates vom 6. März 1929 über „Die Garantie des Völkerbundes für die Bestimmungen zum Schutz der Minderheiten“ hinweggehen können. Sie liegt als Separatdruck der Reichsdruckerei in Berlin vor. Eine Zusammenstellung der „Völkerbundpetitionen der Minderheiten und ihre Behandlung“ bis Mitte 1929, gab Herbert von Truhort heraus, und der soeben erschienene „Ethnopolitische Almanach“ O. Junghanns und M. S. Boehms²⁾ bringt neuestes Material zur Frage. Wir verweisen auf unsere Besprechung weiter unten S. 229.

Jrgendwelche nennenswerte Erfolge in der Minderheitenpolitik Europas wurden bisher nicht erzielt.

Jetzt veröffentlicht die vom Prinzen Karl Anton Rohan herausgegebene Zeitschrift „Europäische Revue“ in ihrem Juniheft den Entwurf eines Minderheitenstatutes. Es ist dies die Frucht einer Zusammenkunft, die im April des Jahres auf Rohans Schloß Albrechtsberg in Niederösterreich stattgefunden hatte, und zu der Teilnehmer aus Deutschland, Österreich, Rumänien, der Tschechoslowakei und Ungarn eingeladen waren; auch zwei Siebenbürger Sachsen als Vertreter des Deutschtums in Rumänien und Ungarn nahmen daran teil.

Das Minderheitenstatut, dessen Entwurf nun vorliegt, ist als ein zwischenstaatlicher Vertrag gedacht und in der Form eines solchen abgefaßt. Man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er bis ins Einzelne durchdacht ist und alle die Erfahrungen, die man im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete des Minderheitenrechtes, bzw. der Verletzung desselben unter Umgehung der schon bestehenden Minderheitenverträge vom Jahre 1919, gemacht hat, gründlich berücksichtigt. Eine kurze Inhaltsangabe wird auch unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

Art. 1 enthält die allgemeinen Grundsätze der Gleichheit vor dem Gesetz und des freien Gebrauches der Muttersprache, auf die sich „die Hohen Vertragsschließenden Teile“ verpflichten. Sogar auf den Gebrauch von Ortsnamen in der Muttersprache, wird Rücksicht genommen.

Art. 2 handelt von dem Rechte der Staatsangehörigen der vertragschließenden Mächte, ihre Volkszugehörigkeit frei zu bestimmen.

Die nächsten beiden Artikel beziehen sich auf Vereins- und Versammlungsrechte und Pressfreiheit, ferner auf das Recht Wohltätigkeits-, religiöse, soziale und kulturelle Einrichtungen zu gründen, wobei auch des Anspruchs der Minderheiten auf einen Beitrag aus öffentlichen Mitteln gedacht wird.

Die Art. 5—7 behandeln die Frage der Sprache in Vertretungskörpern, vor Gericht und vor den staatlichen und autonomen Verwaltungsbehörden. Auch diese Bestimmungen zeichnen sich durch große Gründlichkeit aus. Bemerkenswert ist dabei, daß zu dem schon im ungarischen Nationalitätengesetz enthaltenen Grundsatz, daß

¹⁾ R. Csaki: Die kulturelle Arbeit der Minderheiten und die Stammvölker. Bericht, erstattet auf der internationalen Tagung der Europäischen Minderheiten, August 1928 in Genf. Abgedruckt: Ostland III, 10.

²⁾ 1930 Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig.

eine 20 prozentige nationale Quote der Bevölkerung in den erwähnten Beziehungen ein Recht auf die Muttersprache gibt, eine zweite Bestimmung tritt, die besagt, daß dieselben Sprachenrechte auch einem Zehntel der örtlichen Bevölkerung zustehen, wenn die betreffende nationale Minderheit, zu der dieses Zehntel gehört, im Gesamtstaate mindestens 20 Prozent der Bevölkerung bildet. Wenn also beispielsweise in einem Lande (in Rumänien ist es leider nicht der Fall) die Deutschen 20 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmachen, so haben Deutsche ihr Sprachenrecht auch an solchen Orten, wo sie nur 10 v. H. bilden. Die erwähnten Artikel unterlassen es auch nicht, die Anstellung von Richtern und Beamten, Geschworenen und beeideten Dolmetschern zu betonen, die die in Frage stehenden Minderheitensprachen beherrschen. Desgleichen wird gefordert, daß öffentliche Verlautbarungen in den Minderheitensprachen erfolgen, sowie, daß höhere Instanzen, die an sie geleiteten Angelegenheiten in derselben Sprache zu erledigen haben, in der die Unterinstanz sie erledigt hat.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Verfügung des Artikels 8, wonach unter Bedachtnahme auf allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsinteressen die Provinzen, Gerichtsprengel, Verwaltungsbezirke und Gemeinden derart abzugrenzen sind, daß die Minderheiten soweit als möglich zusammengefaßt werden. Damit ist der berüchtigten „politischen Geometrie“, wie sie auch uns wohlbekannt ist, ein Kiegel vorgeschoben.

Die Artikel 9—11 behandeln sehr eingehend die Schulen, und zwar sowohl, was deren Errichtung und Erhaltung durch die Minderheit selbst, als auch durch den Staat angeht. Für den letzteren Fall ist die Anzahl der Minderheitenschüler bestimmt, auf Grund deren die Erhaltung eigener Staatschulen für die Minderheiten oder Errichtung von Parallelklassen oder Sprachkursen zu erfolgen hat. Desgleichen ist auch für die Heranbildung der Lehrkräfte und für Hochschul-Lehrkanzeln für die Sprache und Literatur der Minderheiten gesorgt. Die Erteilung des Unterrichts an den staatlichen Minderheitenschulen soll grundsätzlich Lehrkräften anvertraut werden, die der betreffenden Minderheit angehören und in den Schulaufsichtsbehörden sollen Vertreter der betreffenden Minderheiten sitzen, wenn nicht eigene Schulaufsichtsbehörden für diese Schulen eingerichtet werden.

Bemerkenswert ist, daß der Entwurf in Art. 12 dafür sorgt, daß die nationalen Gefühle einer Volksgruppe im Unterricht und in Büchern und Lehrmitteln nicht verletzt werden.

Art. 13 spricht davon, daß „für die Berufs- und Erwerbstätigkeit aller Staatsbürger die gleichen rechtlichen und tatsächlichen Voraussetzungen zu schaffen sind“, was insbesondere in der entsprechenden Besetzung von Dienstposten aller Kategorien nach der Kopfzahl der Angehörigen der Minderheiten zum Ausdruck kommt. Sehr wichtig ist ferner in diesem Artikel die Bestimmung, daß im Falle einer „zwangsweisen Umschichtung von Vermögen“ (Agrarreform!) darauf zu sehen ist, daß der nationale Charakter der einzelnen Gegenden keine Änderung erfährt und daß „sich die Umschichtung allen nationalen Gruppen des Staates gegenüber tunlichst gleichmäßig auswirkt“.

Die Artikel 14 und 15 sprechen von der Errichtung und Organisation von Kulturräten, denen die Wahrung der sprachlichen und kulturellen Rechte und Interessen einer nationalen Minderheit, sowie deren Vertretung bei den Gerichtshöfen des öffentlichen Rechtes zusteht, und die auch das Recht haben, Gemeinschaftsbeiträge ihrer Minderheit zu beschließen und einzuheben.

Die Artikel 16 und 17 sehen die Schaffung von gemischten Schiedsgerichten zur Vereinigung von Meinungsverschiedenheiten vor, die zwischen den Regierungen und deren Minderheiten über die Auslegung und Anwendung des vorliegenden Vertrages entstehen sollten. Können diese Streitigkeiten auf diesem Wege nicht beigelegt werden, so sollen sie nach Art. 18 dem Ständigen Internationalen Gerichtshof zur Entscheidung unterbreitet werden.

Art. 19 spricht den Grundsatz aus — der im übrigen auch schon in den Minderheitenverträgen vom Jahre 1919 enthalten, dort aber bisher überall nur auf dem Papier geblieben ist, — daß die Bestimmungen dieses Vertrages von keinem Gesetz und keiner behördlichen Maßnahme aufgehoben werden dürfen und daß (Art. 20) bisherige Staatsverträge über den Minderheitenschutz mit dem vorliegenden Vertrage nicht im Widerspruch stehen dürfen.

Art. 21 handelt von der Ratifizierung des Vertrages und der letzte, Art. 22, stellt fest, daß der Vertrag nach Ablauf von 5 Jahren, gerechnet vom Tage des ersten Inkrafttretens, von jedem Vertragsstaate gekündigt werden kann.

Wie man aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht, enthält der Vertragsentwurf so ziemlich alles, was man sich als nationale Minderheit wünschen kann. Seine ehrliche und getreue Einhaltung wäre vollkommen geeignet, die nationalen Minderheiten aller in Betracht kommenden Länder durchaus zufriedenzustellen und den nationalen Frieden herbeizuführen, und wir möchten hoffen, daß seine Verfügungen in nicht allzuferner Zukunft irgend einmal Wirklichkeit werden.

Aldolf v. Harnack zum Gedächtnis

Am 10. Juni starb in der Heidelberger Universitätsklinik der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft Erz. Professor Aldolf v. Harnack im Alter von 79 Jahren an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf der Reise zu der kürzlich in Berlin abgehaltenen Tagung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zugezogen hatte. In Aldolf v. Harnack, der am 7. Mai 1930 sein 79. Lebensjahr vollendet hatte, ist vielleicht der letzte deutsche Universalgelehrte dahingegangen. In früheren Zeiten fand man diese Männer häufiger; mit der fortschreitenden Spezialisierung der geistigen Arbeitsgebiete wurden sie immer seltener. Erstaunlich waren Breite und Tiefe seines Wissens; der berühmte Theologe war ein glänzender Historiker und Philosoph, daneben ein guter Kenner des Rechtsstoffes und — was viele oft verblüfft hat — von starker Einfühlungskraft selbst in naturwissenschaftlichen Fragen. Daher war Aldolf v. Harnack erfolgreich auch an der Spitze der preußischen Staatsbibliothek, und daher war er auch der gegebene Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft

zur Förderung der Wissenschaften, der er die letzten beiden Jahrzehnte seines an Arbeit, Erfolgen und Ehren reichen Lebens geweiht hat.

Aldolf v. Harnack wurde als Sohn des lutherischen Geistlichen und Universitätsprofessors Theodosius Harnack in Dorpat geboren. Der junge Balte erwarb sich 1873 in Leipzig den Doktorhut und wurde bereits im Jahre darauf Privatdozent, bald danach außerordentlicher Professor an dieser Universität, 1879 Ordinarius in Gießen, 1886 in Marburg und 1888 in Berlin, wo er bereits zwei Jahre später in die Preussische Akademie der Wissenschaften einzog. Das junge Mitglied der alten Akademie schrieb im gleichen Jahre die 200-jährige Geschichte dieser berühmten Körperschaft.

Vom Tage seines Einzuges in Berlin datiert sein glänzender Aufstieg. Freilich seiner Berufung gingen starke Kämpfe voraus, weil der Theologe Harnack bei dem Oberkirchenrat wegen seiner an alte Überkommenheiten rührenden Forschung Widerstand fand. Kultusminister Götler spannte das Kabinett vor, das sich nun unter Bismarcks Führung für die Berufung Harnacks einsetzte. Auf dem Lehrstuhl an der Berliner alma mater entfaltete Harnack eine überaus fruchtbare Tätigkeit, in Wort und Schrift von gleich weit reichender Bedeutung. Er hatte zwar sein berühmtes Meisterwerk, die dreibändige Geschichte des christlichen Dogmas vom Beginn des Christentums bis zur Reformation, in Gießen angefangen, aber hier in Berlin erhielt sie 1890 ihre Vollendung. Der noch nicht 40-jährige rückte mit diesem Werk an die führende Stelle unter den theologischen Fachschriftstellern. Zahlreich sind die Schriften, die seiner Feder entsprangen und von einer unüberbietbaren Kenntnis der alten Kirchengeschichte und aller Strömungen theologischer Forschungsarbeit im Laufe der Jahrhunderte zeugten.

Bereits in seinen ersten Berliner Jahren erregte Harnack die Aufmerksamkeit Kaiser Wilhelms II., der ihm ein mächtiger Förderer wurde, obwohl der Kaiser in religiösen Fragen wohl einen positiveren Standpunkt einnahm als der Gelehrte. Der Kaiser machte ihn 1906 zum Generaldirektor der Königl. Bibliothek erhob ihn bei der Weihe des Neubaus für diese Anfang 1914 in den erblichen Adelsstand. Harnack wurde Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Excellenz und war auch Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft. Als 1913 die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gegründet wurde, erhielt Harnack das Präsidium dieser ungemein segensreich wirkenden Gesellschaft, die inzwischen über 30 Institute der verschiedensten Art und bekanntlich auch außerhalb der Grenzen des Reiches ins Leben gerufen hat, so auch das wenige Tage nach Harnacks 79. Geburtstag geweihte Heidelberger Institut für medizinische Forschung. Ein Jahr zuvor — an seinem 78. Geburtstag, am 7. Mai 1929 — wurde unter großen Ehrungen für ihn in Dahlem das Harnack-Haus feierlich eröffnet, das bekanntlich als Heim für ausländische Gäste der Gesellschaft und als Stätte fruchtbringenden Gedankenaustausches in der kurzen Zeit seines Bestehens sich als eine ungemein wertvolle Bereicherung der bisherigen Erfolge der Gesellschaft herausgestellt hat.

Dr. Ludwig Kremling †

Der verdiente nationale Vorkämpfer des Südostschwabentums, Dr. Ludwig Kremling, Rechtsanwalt in Neusatz, ist Donnerstag, den 29. Mai, um 8 Uhr abend gestorben. Dr. Ludwig Kremling wurde am 12. Mai 1861 in Weiskirchen im Banat geboren und besuchte dort die deutsche Volksschule und das deutsche Realgymnasium. Als dieses letztere nach Auflösung der Militärgrenze und Zuteilung des Landes an Ungarn zum Gymnasium mit magyarischer Unterrichtssprache umgestaltet wurde, bereitete das den bisher deutsch ausgebildeten Schülern viele Schwierigkeiten und legte dadurch den ersten Keim des Widerstandes gegen die Entnationalisierung, gegen die Dr. Kremling später mit viel Aufopferung und Selbstentfagung angekämpft hat. Nach vollendetem Mittelschulstudium besuchte er die Hochschule in Budapest und studierte zunächst Philosophie. Dieses Studium mußte er aber im Jahre 1882 unterbrechen, da er als Reserveoffizier wegen des Aufstandes in der Herzegowina auf längere Zeit einrückte. Deswegen gab er auch den Plan, sich der Professur zu widmen, auf und sattelte im Jahre 1883 um. Er studierte die Rechte, erwarb den Doktorgrad und das Advokatendiplom und ließ sich dann als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder. Dort wählte man ihn bald zum Stadtverordneten und Vizepräsidenten des städtischen Schulstuhles. In heftigen Kämpfen verhinderte er die Magyarisierung der städtischen deutschen Schulen und auch der serbischen und rumänischen Schulen. Deswegen war er zahlreichen und gehässigen Verfolgungen ausgesetzt. Man ging sogar so weit, daß man ihm das Advokatendiplom entziehen wollte, indem man ihn der Aufreizung gegen die ungarische Staatsidee und des Pangermanismus ziele. In zähem Kampf gelang es ihm, alle diese Verdächtigungen zu entkräften und sein Diplom zu retten. Dr. Kremling wurde dann als städtischer Oberfiskal in den Senat der Stadt Weiskirchen gewählt, legte diese Stelle aber nach einem Jahre wieder nieder, da sie mit seiner anderen Stellung als Vizepräsident des Schulstuhles unvereinbar war und ihn die letztere im Interesse seines Volkes die wichtigere dünkte.

Im Gemeinde- und Vereinsleben spielte er bald eine führende Rolle. Im Jahre 1902 gründete er mit Serben und Rumänen zusammen eine „Vereinigte Nationalitätenpartei“ mit freiheitlich-demokratischem Programm und ließ sich auf rumänische Aufforderung hin als deutsch-nationaler Kandidat zum ungarischen Parlament aufstellen. In Zichydorf blieb er im Jahre 1905 allerdings, weil er erst wenige Tage vor der Wahl auftreten und agitieren konnte und die Organisation unzureichend war, mit wenigen Stimmen in der Minderheit. Später arbeitete er aber den Bezirk gründlich durch und sicherte ihn für das Deutschtum, wobei er insbesondere von den Rumänen unterstützt wurde. Das deutsche Volksbewußtsein gewann mit seiner Hilfe kräftig an Boden, und als im Jahre 1907 die „Ungarländische Deutsche Volkspartei“ auf Grund eines von 5000 Wählern gezeichneten Aufrufes und Parteiprogramms gegründet wurde, wählte man

Dr. Kremling zum Landesobmann dieser Partei, eine politische Ehrenstellung, die er auch später, nach dem Umsturz, in der Partei der Deutschen bis zu deren im Jahre 1929 erfolgten Auflösung innehatte.

Im Jahre 1910 trat die „Ungarländische Deutsche Volkspartei“ unter seiner Führung mit sieben Kandidaten in den Wahlkampf, konnte aber infolge des zähen und organisierten Widerstandes des gesamten Regierungsapparates wieder nicht durchdringen. Eine kräftige Organisationsarbeit unter den Deutschen selbst war aber die Folge, und Dr. Kremling hat sich führend an ihr beteiligt.

Eine schwere Krankheit, die sich bei ihm, der nun schon das 50. Lebensjahr erreicht hatte, einstellte und die im Laufe der Jahre sich immer mehr verschlimmerte, untergrub allmählich die Arbeitskraft dieses vielgeprüften Volksführers, so daß er sich in den letzten 10 Jahren an der politischen Arbeit nicht mehr beteiligen konnte. Immerhin konnte er mit Freude und Genugtuung die Früchte reifen sehen, die er und seine Mitarbeiter vor Jahrzehnten gesät hatten. Nach dem Umsturz sah er sein deutsches Volk aus seinem Dornröschenschlaf erwachen, er durfte die Erfolge der im Jahre 1922 gegründeten Partei erleben und sah sich in seinen letzten Lebensjahren von der allgemeinen Verehrung und Liebe seiner Volksgenossen umgeben, die zu ihm als zu einem Symbol deutscher Volkstreue emporblickten. Im Frühjahr 1925 übersiedelte Dr. Kremling nach Neufak, wo er sich anfangs wieder der Advokatur und später als Rechtskonsulent der deutschen wirtschaftlichen Organisation den wirtschaftlichen Interessen seines Volkes widmete. Die schwere Herzkrankheit, an der er seit langem litt und der sich bei zunehmendem Alter eine Arterienverkalkung hinzugesellte, zwang ihn schließlich, sich gänzlich von der Arbeit zurückzuziehen und nur der Pflege seines kranken Körpers zu leben. Von seiner Frau und seinen Kindern aufopferungsvoll gepflegt, ereilte ihn schließlich der unerbittliche Tod.

Deutsche Kulturarbeit in der Bukowina

Am 11. Mai d. J. hielt der Verein der christlichen Deutschen seine diesjährige Jahresvollversammlung im Festsaale des deutschen Hauses ab. Es hatte sich dazu eine stattliche Schar von Vereinsmitgliedern aus Czernowitz und von den Ortsgruppen auf dem Lande eingefunden. Außerdem hatten die meisten deutschen Organisationen von Czernowitz ihre Vertreter entsendet.

Obmann Dr. Lang begrüßte die Erschienenen und entrollte dann ein anschauliches Bild von der umfangreichen und zielbewußten Tätigkeit, die der Vereinsvorstand im abgelaufenen Vereinsjahr entfaltet hatte. Es wurden 20 Vorstandssitzungen abgehalten, darunter an jedem ersten Samstag im Monate die regelmäßigen Monatsitzungen. Der Obmann gedachte hierbei insbesondere der am 24. März d. J. abgehaltenen Trauersitzung für den früheren Obmann, das Ehrenmitglied Universitätsprofessor Dr. Raimund Rindl. In der gleichen Sitzung beklagte der Vorstand auch den Verlust des plötzlich verstorbenen Vor-

standsmitgliedes Viktor v. Chmielewski und des im Herbst 1929 dahingegangenen
Vorstandsmitgliedes Friedrich Knittel.

Beachtung verdient die Tatsache, daß die Zahl der ausgegebenen Mit-
gliedskarten im Vereinsjahre von 13756 auf 13868, also um 112 gestiegen ist.
Neben dem Hauptverein in Czernowitz bestehen 32 Ortsgruppen. Eine weitere
Ortsgruppe ist in Unter-Stanestie im Entstehen begriffen. In Jakobeny
wurde ein neuer Kindergarten geschaffen. In Radauz soll einer eröffnet werden.
Für den Kindergarten, den der Vorstand in Czernowitz erhält, sind 79.000 Lei
aufgebracht worden. Seine Unterrichtsbehelfe sind vermehrt worden. Die Hoffnung
auf staatliche Anerkennung hat sich leider bisher nicht erfüllt. Wegen des Mangels
an deutschen Volksschulen kommt den Kindergärten und Sprachkursen größere
Bedeutung zu.

Der Stipendienfond hat auch in diesem Jahre zwei Zöglinge der Lehrer-
bildungsanstalt in Temeswar unterstützt.

Die Lesehalle des Vereines in Czernowitz arbeitet im bisherigen Umfange
weiter. Leider läßt der Besuch zu wünschen übrig. Die Hauptschuld daran trägt
wohl ihre Lage im 3. Stocke. Die Bücherfrage ist noch nicht gelöst. Es fehlen die
Mittel, um in allen Ortsgruppen einheitlich die Büchereien auszubauen oder neu
zu errichten. Die Bücherei in Czernowitz ist neu geordnet worden. Die Lesehalle
brachte 12.000 Lei auf.

Die Arbeit des Schulausschusses hat, da die deutsche Schulfrage im Lande
allen Anscheine nach nur durch die Deutschen selbst gelöst werden kann, auch
dieser Frage erhöhtes Augenmerk zugewendet. Es wurde ein Schulfond
gegründet, der durch Verkauf von Verlagsgegenständen, Zehnminutenfamm-
lungen und Spenden Mittel schafft. Gar oft mußte darüber geklagt werden, daß
viele der älteren Volksgenossen es im völkischen Leben an Entschlossenheit und
Opferbereitschaft fehlen lassen. Um so erfreulicher sind die Fortschritte in der
Jugendbewegung. Es sind neue Gruppen entstanden, wie in Luifenthal, Radauz,
Wikow und Augustendorf. Form und Inhalt haben sich geklärt und vertieft. Der
Wandervogel hat unter sicherer und guter Leitung Fuß gefaßt, nachdem die
Czernowitzer Jugendgruppe die Form des Wandervogels angenommen hatte.
Wiederholt hat die Czernowitzer Jugendgruppe andere Jugendgruppen des Landes
besucht und durch sein Beispiel gewirkt. Die Jugendgruppen wurden mit Lieder-
büchern versehen.

In Czernowitz fand ein allgemeines Schulungstreffen statt. Die buchenländische
Jugend nahm auch an einem Treffen in Siebenbürgen teil. Die seit langem gut
arbeitenden Gruppen in Tereblestie hielten eine Reigentwoche ab, zu der sie die
anderen Gruppen geladen hatten. Demnächst kommt eine Gruppe des sächsischen
Landbundes zu Gaste. Es ist auch mit weitgehender Förderung des Vereines
ein Volksbildnerkurs im Gange, der der Jugend Weg und Ziel der Arbeit
am Volke zeigen soll.

Weiter konnte der Obmann über eine allgemein sehr reichhaltige kulturelle

und auch gesellige Tätigkeit des Hauptvereines und der Ortsgruppe berichten: so die Volksbildungsvorträge des Hauptvereines, zahlreiche volkstümliche Lichtbilder- und andere Vorträge verschiedener Ortsgruppen, Veranstaltung zahlreicher geselliger Feste, namentlich Sonnwendfeiern, weiter mit charitativem Charakter verbundener Weihnachtsfeiern seitens der Ortsgruppen, u. dgl. m.

Schließlich begründete der Obmann einen Antrag auf Änderung des Vereinsnamens in „Deutscher Kulturverein für die Bukowina“. Die Verhältnisse, welche im Jahre 1897 die Veranlassung gaben, dem Verein seinen bisherigen Namen zu geben, bestünden heute nicht mehr. Der Name gäbe heute vielmehr zu Mißverständnissen Anlaß, weshalb durch die Namensänderung die den geänderten Umständen Rechnung tragende Klarheit geschaffen werden solle.

Nach gründlicher Debatte, an der sich zahlreiche Mitglieder beteiligten, wurde die Namensänderung mit allen gegen 5 Stimmen angenommen.

Zehn Jahre Schwäbisch-Deutscher Kulturbund

Am 20. Juni d. J. jährt sich zum zehnten Male der Tag der Gründung des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes. Zum ersten Male, seitdem Deutsche in jenen Gauen siedeln, strömten, dem Rufe begeisterter und zielbewußter Führer folgend, an diesem Tage viele deutsche Frauen und Männer in Neusäß zusammen, um gehobenen Herzens und reinsten Sinnes den Grundstein zu einer Organisation zu legen, die sie in hingebungsvoller und schaffensfreudiger Kulturarbeit zusammenschließen sollte. Jedermann war von der entscheidenden Wichtigkeit des Schrittes, den man zu tun im Begriffe war, überzeugt. Alle waren tief durchdrungen von der richtigen Empfindung, daß die Gründung des Kulturbundes zugleich eine Wende im Leben des Volkes bedeute, die sich, vielleicht erst spät, aber sicher schicksalhaft, auswirken werde. Trotz der hellen Freude und überquellenden Begeisterung lagen daher tiefe Ergriffenheit und nachdenklicher Ernst über der Versammlung.

Ehrliches Zukunftsstreben und gesunder, allem Abenteuerlichen abholdes Sinn legten die ewigen, unzerstörbaren Grundfesten zu dem unvergänglichen, gewaltigen Baue. Dr. Georg Graßl konnte dies unter allgemeiner, rückhaltloser Zustimmung ausdrücken, indem er sagte: „Sieh her, o Vaterland, auf deine treuen deutschen Söhne und Töchter und vernimm ihr feierliches Gelöbniß: angehören wollen sie dir mit ihren Herzen, mit ihren schlichten einfältigen, aber treuen Herzen, die kein Hehl kennen, und das Bauernvolk der Schwaben wird dafür zu sorgen wissen, daß seine aufstrebende Jugend dem Volke und dem Staate die Treue halte und seine geistige Begabung, dir o Vaterland, zur Verfügung stelle, so oft du danach verlangst.“ Dem in feierlicher Stunde Gelobten ist das deutsche Volk in Jugoslawien während des nun verflossenen Jahrzehnts bis ins letzte und einfachste Glied treu geblieben. Mit berechtigtem Stolz kann heute festgestellt werden, daß keine Prüfung es wankend machen, nichts von dem einmal als richtig erkannten Wege abbringen konnte.

Die Arbeit in dem vom 20. Juni 1920 bis zum April 1924 reichenden ersten Lebensabschnitte des Kulturbundes war außerordentlich erfolgreich. Die Gründung von Ortsgruppen glich einem wahren Siegeszuge. Ein herrliches Zeichen dafür, daß im Kulturbunde die tiefste Sehnsucht des deutschen Volkes verwirklicht erschien. Auf der zweiten ordentlichen Hauptversammlung am 27. August 1922 in Altwerbaß konnte bereits von 108 Ortsgruppen mit rund 40.000 Mitgliedern berichtet werden, Zahlen, die sich bis zu der im April 1924 erfolgten Einstellung der Tätigkeit auf 128 Ortsgruppen mit etwa 55.000 Mitgliedern erhöht haben. Wenn in Betracht gezogen wird, daß diese organisatorischen Erfolge bei einem nur 700.000 Seelen zählenden Volke, das in seiner Hauptmasse seit Jahrzehnten aufgehört hatte, volksdeutsch zu fühlen, und dem nationalen Gedanken fast völlig abgekehrt war, bei einem Volke, das sich auch in seinen geographischen Gruppen selbst nicht bekannt war, erzielt wurden, so muß wohl zugegeben werden, daß mit der Gründung des Kulturbundes innerstem Drange und nationaler Notwendigkeit entsprochen wurde. In diesem Tätigkeitsabschnitte nahm jedoch nicht nur der äußere Umfang des Kulturbundes zu; es wurden auch die meisten in den Satzungen vorgesehenen Volksbildungsaufgaben in Angriff genommen. Hierbei stand stets die Sorge um die deutsche Schule im Vordergrund aller Bestrebungen.

Mitten in diese arbeitsfrohe und fruchtbare Zeit fiel, wie ein Schlag aus heiterem Himmel, aus Gründen, die mit dieser Organisation keinen wie immer gearteten Zusammenhang hatten, am 25. April 1924 die Einstellung der Tätigkeit des Kulturbundes. Hiermit war ein Abschnitt der unfreiwilligen Untätigkeit eingeleitet, der bis Pfingsten 1927 währte. In diesem Zeitabschnitte wandte die Bundesleitung ihr besonderes Augenmerk der Wiedererrichtung der gesperrten deutschen Abteilungen an den Mittelschulen in Neusäß, Neuwerbaß und Pantshowa zu und war bestrebt, dem Selbstbestimmungsrecht der Eltern über die Volkszugehörigkeit ihrer Kinder Geltung zu verschaffen, und damit die freie Wahl der von ihren Kindern zu besuchenden Schulen durchzusetzen.

Eine Verordnung des Innenministeriums vom 12. Januar 1927 leitete den dritten Lebensabschnitt des Kulturbundes ein. Zu Pfingsten dieses Jahres wurde auf der Hauptversammlung in Indija wieder die Fahne des Vereins entrollt. Freudig folgte ihr das Volk der Schwaben, das in den lezwergangenen vier Jahren den Mangel einer kulturellen Organisation schwer empfunden hatte. Die Begeisterung war bei vielen Volksgenossen freilich verraucht. An ihre Stelle war jedoch die Überzeugung getreten, daß sie des Instrumentes zur kulturellen Selbsthilfe, das ihr Kulturbund darstellt, nicht entraten können. Nachdem im September 1927 in Werschetz der Verband der deutschen Volksbüchereien gegründet worden war, mußte in den ersten Jahren des Bestandes der kulturellen Organisation von Ort zu Ort gezogen werden, um die Ortsgruppen wieder aufzurichten. Die wiedererstandenen Ortsgruppen gingen willensstark daran, aus Schutt und Trümmern lebensfähige und schaffensfreudige Zellen für die Organisation zu bilden. Neben diesen Arbeiten wurden auch wieder alle Fäden zur Fortführung der Tätigkeiten

auf volksbildnerischem Gebiete aufgenommen. Vom Anbeginn wurde aber besonderes Gewicht auf die soziale Arbeit des Kulturbundes gelegt. Auf diesem Gebiete versprach die Arbeit besondere Erfolge. Ein Höhepunkt war mit der auf der Hauptversammlung am 8. und 9. September 1928 in Neusäß erfolgten Gründung des Deutschen Sängerbundes und des Landesverbandes der Deutschen Turn- und Sportvereine erreicht. Damals bestanden schon wieder 55 Ortsgruppen mit über 15.000 Mitgliedern. Es überschritt weit den Rahmen dieses Aufsatzes, sollte alles, was in diesem Arbeitsabschnitte geplant und gewollt, was begonnen und auch vollendet wurde, aufgezählt werden.

Zehn Jahre! Sie sind in unserer schnellebigen Zeit ein kaum beachteter Abschnitt im Leben des einzelnen. Im Leben des Volkes ist es ein kurzer Augenblick. Für den Kulturbund bedeuten sie jedoch viel. In notvoller Zeit geboren, in Sturm und Kampf geworden, ist er mit dem Herzen der Banater Schwaben verschmolzen. Trotz seiner Jugend hat er Tradition, und könnten und wollten ihn die Deutschen Jugoslawiens nicht mehr missen. Sein Schicksal ist ihr Schicksal. Möge das zweite Jahrzehnt in Jubel und Freude begangen werden können!

Praktische Rundfunkarbeit

Die von Professor Dr. Schünemann geleitete Rundfunkversuchsstelle bei der Staatl. akademischen Hochschule für Musik in Berlin ist bei ihrer Gründung von den Technikern und Musikern auf das lebhafteste begrüßt worden. Sie sollte in erster Linie dazu dienen, Rundfunksendung und -empfang zu verbessern, Neuerungen auf technischem Gebiet zu erproben. Durch das Schaefersche Zelt wurden in den Räumen des Institutes besondere akustische Bedingungen geschaffen, in denen alle möglichen Arten von Lautsprechern, Mikrophonen, Schallplatten, Tonfilmaufnahmen usw. ausprobiert wurden.

Seit Oktober vorigen Jahres wurden auch Lehrkurse für Rundfunkrede und Rundfunkmusik eingerichtet, die eine große Zahl von Hörern gefunden haben. Man hat diese Lehrgänge eingerichtet aus der Erkenntnis heraus, daß die sprachlichen und musikalischen Bedingungen für die Mikrophonübertragung ganz andere sind wie für das Theater, den Konzertsaal oder das Podium; gerade auf dem sprachlichen Gebiet war die Arbeit viel schwerer und weittragender. Es handelte sich hier nicht nur darum, eine neue „mikrophongerechte“ Sprechweise, sondern auch eine, dem Mikrophon angepaßte, künstlerische Gestaltung zu finden. Die große Bedeutung, die gerade die künstlerische Wiedergabe eines Vortrages im Rundfunk hat, geht daraus hervor, daß der Sprecher am Mikrophon sein Publikum nicht sieht, und auch das Publikum nur durch seine Stimme Kontakt mit ihm finden soll.

Wenn man die Gefahr der Eintönigkeit bei den Vorträgen allgemeiner Art durch Umwandlung in Zwei- oder Mehrstimmigkeit zu vermeiden suchte und zum Teil auch vermied, konnte man bei künstlerischer Wiedergabe literarischer

Darbietungen dieses Mittel nicht anwenden; hier mußte man eine neue Methode des Aufbaues finden, um den Hörer an der Veranstaltung zu interessieren. Diesem Zweck dienen Lehrgänge für Sprecherziehung und künstlerischen Vortrag, zu deren Leitung Wilma Wönckeburg-Kolmar, Alfred Braun und Dr. Heinrich Michaelis berufen wurden.

In diesen Kursen wickelt sich nun wirklich praktische Arbeit ab. Da man alle Möglichkeiten zur Verfügung hat, wird hier die Wirkung des Vortrages — 3. B. eines Gedichtes — über das Mikrophon, auf Grammophonplatten oder über den Stille Draht erprobt. Jeder Sprecher ist in der Lage, sich selbst zu hören, gewissermaßen sein „akustisches Spiegelbild“ zu erblicken und auch selbst die Wirkung seines Vortrages zu kontrollieren.

Die Arbeit der Rundfunkversuchsstelle zu zeigen, war der Zweck einer Veranstaltung der Deutschen Kunstgesellschaft. Dr. Michaelis sprach vor einer Hörschaft von ausländischen Studenten über Arbeit und Ziele des Institutes; seine Ausführungen wurden durch Beispiele ergänzt; Ilse Schnippel sprach Prosa, Lotte Arndt und Dr. Michaelis ein Zwiegespräch von Paul Ernst, teils im Raume selbst, teils über das Mikrophon, um den Hörern — sie gehörten sämtlich dem Deutschen Institut für Ausländer an — sowohl die Art des Sprechens als ein richtiges Bild des Unterschiedes zwischen direktem Vortrag und der Übertragung zu geben. Vervollständigt wurden die Beispiele durch die Vorführung einer Sprechplatte des Vortragenden, die mit Hilfe eines Tonfilms aufgenommen war, und das merkwürdige Ergebnis zeigte, daß sich auf diesem Wege — also Tonfilm = Schallplatte = Rundfunkübertragung — die Schwierigkeiten, die man dem S-Laut bisher im Radio begegnete, fast ganz beseitigen lassen. Anschließend wurde eine Schallplattenaufnahme gemacht, bei der ein deutscher Satz aufgenommen wurde, den zehn Studenten verschiedener Nationen in das Mikrophon sprachen.

Pädagogischer Kongreß in Wiesbaden am 6. und 7. Oktober 1930

Am 6. und 7. Oktober 1930 findet in Wiesbaden der große Pädagogische Kongreß des deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht unter dem Vorsitz von Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Georg Kerschensteiner, München, statt. Alle großen Verbände der Schule, der Wirtschaft, der Technik, soweit sie am deutschen Bildungs- und Unterrichtswesen interessiert sind, namhafte Pädagogen und Bildungspolitiker, die deutschen Unterrichtsbehörden, sowie eine große Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen aller Schularten werden vertreten sein. Das Thema des Kongresses lautet: „Aufgaben und Grenzen der Staatsstätigkeit im Bildungswesen der Gegenwart“. Als Redner sind gewonnen: Universitätsprofessor Dr. Rothenbücher, München, der über das Kongreßthema, und Universitätsprofessor Geheimrat Dr. A. Fischer, München, der über „Staat und Bildung“ sprechen wird. Zweck des Kongresses ist der Versuch, eine

offene Aussprache herbeizuführen über die schwierigen Probleme weltanschaulicher, politischer und pädagogischer Art, die mit den Bestrebungen auf Schaffung eines Reichsvolksschulgesetzes zusammenhängen. Wegen des aktuellen Themas des Kongresses kommt der Aussprache, an der sich Vertreter aller Weltanschauungen und Richtungen beteiligen werden, besondere Bedeutung zu. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht, Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 5 IV.

Ein Führer durch die europäische Nationalitätenbewegung

Zu den wichtigsten politischen Fragen der Nachkriegszeit gehört zweifellos das Problem der nationalen Minderheiten Europas. Der in der Tagespresse, in Zeitschriften und in zahlreichen Kongressen und Vereinigungen stets lebendigen Diskussion fehlte aber bisher ein handliches Hilfsmittel, das dem Sachkenner dokumentarische Unterlagen, dem Interessierten Anregungen und übersichtliche Informationen auf dem weiträumigen Gebiete der europäischen Ethnopolitik vermittelt.

Diesem Bedürfnis will der auf Veranlassung des „Instituts für Grenz- und Auslandsstudien“ von Dr. Otto Junghann und Dr. Max Hildebert Boehm herausgegebene „Ethnopolitische Almanach“ (VIII u. 182 S. 5.50 Rm.) als ein verlässlicher Führer durch die europäische Nationalitätenbewegung entgegenkommen. Beide Herausgeber genießen in Fachkreisen und innerhalb der Minderheitenbewegung als hervorragende Sachkenner einen anerkannten Ruf. Der reiche und äußerst vielseitige Inhalt umfaßt unter dem Obertitel „Abhandlungen und Berichte“ eine Reihe aufschlußreicher, aktueller Artikel führender Persönlichkeiten der europäischen Nationalitätenbewegung. Daran schließt sich eine „Ethnopolitische Länderchronik für 1929“, in der ein umfassender Überblick über die einschlägigen Vorgänge in sämtlichen Staaten Europas gegeben wird. Es folgt eine Übersicht über das „Ethnopolitische Schrifttum des Jahres 1929“ und eine Sammlung wichtiger „Dokumente“. Der letzte Teil, „Materialien zur ethnopolitischen Länderkunde Europas“, enthält eine Fülle statistischer Angaben und zuverlässige Daten über die nationalitätenrechtlichen Grundbedingungen der europäischen Staaten.

Dieser wirklich reichhaltige und fesselnde Führer soll in Zukunft alljährlich erscheinen. Er gehört als unentbehrliches Nachschlagewerk auf den Schreibtisch jedes Politikers, der an den europäischen Zentralproblemen interessiert ist.

Grenzlandsingwoche

Eine solche veranstaltet der Deutsche Schulverein Südmärk in Freistadt (Oberösterreich) vom 19.—26. Juli 1930.

Die Leitung haben Oskar Fitz-Wien und Robert Tremel-Linz. Diese Singwoche versucht, an der oberösterreichischen Grenze abgehalten, aus dem um-

liegenden Gebiete Menschen zur gemeinsamen Arbeit zu erfassen. Das aus den echten Volkstumskräften quellende Musizieren und Singen, das in demselben Maße sich ausbreiten muß als die vom Volkstum vollkommen losgelöste derzeitige Kunstmusik an Boden verliert, soll nun mit den Kräften tiefer Volkseigenart Teilnehmer aus Südböhmen, Ober- und Niederösterreich sowie aus Süddeutschland zusammenführen in jenem herrlichen, mit trozigen Mauern und Türmen versehenen, in landschaftlich herrlicher Umgebung gelegenen Freistadt. Der Deutsche Schulverein, Südmark, Wien VIII., Fuhrmannsgasse 18a, von dem auch Drucksorten zu beziehen sind, übernimmt Anmeldungen. Auskünfte erteilt aber auch Dr. Erwin Wafcher, Wien I., Universität.

Bücherschau

Richard Breckner: Dämonische Liebe. Phantastisches Bühnenspiel in elf Bildern. Hermannstadt, Druck und Verlag der Krafft & Drotleff U. G. 1929. 138 Seiten. 8°. Geb. 100 Lei; 3 Rm.

Dieser Breckner ist zweifellos eine große Siebenbürger Hoffnung. Wir kennen von ihm schon so mancherlei. Und wenn auch diese dämonische Liebe noch in keiner Weise einen Höhepunkt oder auch nur etwa einen Abschluß eines gewissen Entwicklungsablaufes bedeutet, so ist es dennoch notwendig, sich gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt mit Breckners Produktion einmal irgendwie auseinanderzusetzen. Gedruckt liegt von ihm außer dem Angezeigten und in Zeitschriften verstreuter Lyrik noch vor: „Spinnwebgewebe, aphoristische Gedanken“ und das Trauerspiel „Winter.“ Nochmals mag es betont sein, „fertig,“ im Sinne eines Bühnenwerkes nicht nur, sondern sogar insoweit, daß eine Publikation in der vorliegenden Form wohl als eine Notwendigkeit angesprochen werden dürfte, wurde keines der drei Bücher, und die Veröffentlichung von „Spinnwebgewebe“ bedeutet, meiner Meinung nach, außerdem ein Abweichen von selbstabgesteckter Bahn und somit auch hierin Irrtum. Aber aus den beiden dramatischen Dichtungen strömt soviel Lebenswärme, und es ist — bei aller dramaturgischen Unzulänglichkeit — in diesen Werken dennoch so vieles so erschreckend lebensnahe gestaltet und doch wiederum dichterisch ausgeschöpft, daß man mit einem bequemen „pereat!“ schließlich sich kaum noch aus der Affäre ziehen kann. Es ist natürlich an sich ein leichtes, mit einer eindeutigen Handbewegung alles, was hier in seiner Unausgeglichenheit Maienblüte vorliegt, kritisch zur Strecke zu bringen. Denn wahrhaftig: ein irgendwie Bleibendes ist in diesen beiden Erstlingswerken sicher nicht geschaffen. Das erscheint mir aber als alten Albertkösterschüler aus dem Scherer-Erichsmidt-Kreis dabei durchaus nicht als Problemstellung. Mit einer Zensurerteilung für „Dämonische Liebe“ und „Winter“ ist bei Breckner insofern nichts getan, als eine Verdammung dieser Produktion ja doch nicht die Möglichkeit einer Entwicklung nach oben leugnen können wird. Dazu ist neben das gegenwärtig Unzulängliche viel zu viel Zukunftsträchtiges hingestellt. Man erlebt da sowohl in dieser Richtung als auch in der umgekehrten (vergleiche Hasenclever!) die merkwürdigsten Dinge, und Prophezeien ist auch auf diesem Gebiete ein undankbares Unterfangen. — Vollkommen und ganz bewußt beiseite bleiben werden hier jene Urteile, die den einzelnen Büchern Breckners im Abdruck beigegeben sind (und die mancherlei aufmunternd Lobendes enthalten), obwohl eine Reihe von

Namen, von denen nur Karl Hans Strobl genannt sei, ohne Zweifel die Gewähr bieten, daß ein Niveau vorhanden ist, das schönfärberische Gefälligkeitssurteile von vornherein ausschließt. Wir wollen nur die Fakten nehmen, so, wie sie sind: in Hermannstadt sitzt ein junger Mensch und erlebt die Dinge dieser Erde irgendwie gehoben. Zwangsläufig drängt es ihn ab von der brutalen Realität nur wirklichen Erlebens und hin zu einer etwa innerlichen Vertiefung dieser Erdenzeit. Er versucht, seine Stunden und Tage zu gestalten. Dichterisch zu gestalten. Seine Natur weist ihn zum Drama. Alles läuft Brechner handelnd ab. Er sucht nach Form. Dramaturgisch sucht er sie und auch sprachlich. Aber er sucht. Als ein werdender. Einer, der etwas will. Der sich selbst keineswegs als fertig ansieht, sondern der mit sich, dem Leben und seinem dichterischen Problem, so wie es sich ihm aufdrängt, ehrlich ringt. — Wir aber wollen diesen Strebenden nicht aus dem Auge lassen und ihn unseres ehrlichen Wohlwollens versichern, damit er den Mut findet, seinen guten Weg weiter zu gehen, und das zu werden, was wir von ihm erwarten.

Dr. W. Schr.

Edgar J. Jung: Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich. 2. Auflage, 6. - 10. Tausend. Berlin 1930. Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., 692 Seiten. 8°.

Die vorliegende Neuauflage stellt von Grund auf eine Neubearbeitung des gewaltigen Stoffes dar und ist mehr als doppelt so stark an Umfang wie die erste Auflage. Jung gibt hier eine einheitliche Schau aller Lebensinteressen des deutschen Volkes vom Blickpunkt der Verantwortung für das Ganze, unter Ablösung von individualistischen Gedankengängen. Daher auch ein starker Einbau von bevölkerungspolitischen Ideen, daher die Herausstellung der europäischen Aufgabe der Deutschen, als der Grundlage einer gesunden Außenpolitik. Es steht zu hoffen, daß dieser Versuch einer neuen deutschen Staatslehre weitestes Interesse finden wird. Die geistige Zuständigkeit des deutschen Volkes hat sich in den zwei Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage des Buches wesentlich verändert. Die Einsamkeit derer, die mit dem Verfasser gleichen Zielen zustreben, ist durchbrochen. Die Mangelhaftigkeit dieses sozialen Seins, seine Reformbedürftigkeit ist in das allgemeine Bewußtsein des deutschen Volkes eingedrungen. Dunkel fühlt man geistige Kräfte, die neues Leben verheizen. Das vorliegende Buch soll der Stärkung des neuen Geistes dienen. Freilich: die Weltanschauung, die hier entwickelt wird, läßt sich nicht erlernen, sondern nur erleben. In sechs großangelegten Teilen wird der Gegenstand restlos von Jung ausgeschöpft. Er schafft eingangs: „Die geistigen Grundlagen der Politik“, um dann eine Behandlung zu geben von „Volk, Gesellschaft, Staat, Recht“, der „Kultur“, von „Wirtschaft“, „Bevölkerungspolitik“ und „Außenpolitik“, so, wie die Dinge sich dem Verfasser darstellen, und es steht mit Jung zu hoffen, daß eine Wende erfolgen wird, „wenn Tragik wieder vorgelebt wird. Sieht das deutsche Volk, daß unter ihm noch Kämpfer leben, so besinnt es sich auf den Kampf als höchste Daseinsform. Das deutsche Schicksal ruft nach Männern, die es meistern. Bleibt der Gestaltungstrieb unerschütterlich auf das hohe Ziel eines höheren Menschentums gerichtet, so wird auch die Stunde für das deutsche Volk schlagen . . .“

Archiv für Landeskunde der Bukowina (Jahrg. 1930, 1. Heft).

Prof. August Nibio in Radau verfolgt in diesem wertvollen Heft seinen bereits vor zwei Jahren in Angriff genommenen Plan des Aufbaues einer Bukowiner Landeskunde durch periodische Veröffentlichungen mit zäher Energie weiter. Die kleinen Verhältnisse des Bukowiner Ländchens gestatten nicht eine Sondereinteilung der Fachgebiete und so weist dieses Heft eine inhaltlich bunte Fülle verschiedenartiger Artikel auf, alle von bemerkenswertem Niveau, noch ein Erbteil der soliden wissenschaftlichen

Schulung an der Universität Czernowitz. Das Inhaltsverzeichnis weist folgende Arbeiten auf: Dr. Eugen Herzog, † Universitätsprofessor in Czernowitz, Mundartenforschung. / Dr. Teodor Balan, Professor in Czernowitz, Der Ursprung der Familie Constantinovici-Grecul. / Dr. Norbert Zimmer, Allenstein i. O.-Pr., Der Siedlungsaufbau der buchenländisch-deutschen Siedlungen. / Hubert Rargl, Professor in Czernowitz, Zur Vogelkunde der Bukowina. / Alfred Klug, Professor in Czernowitz, Rumänen als deutsche Dichter. / Dr. Rudolf Gassauer, Professor in Suczawa, Der gegenwärtige Stand der moldauischen Münzkunde. / Dr. Frij Netolitzky, Universitätsprofessor in Czernowitz, Der „Himmelstau“, eine Speise auf dem Jneu. / Heimatkundliche Literatur.

„Berliner Monatshefte“ für internationale Aufklärung, 3. Heft 1930, 8. Jahrgang. Herausgegeben von der „Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen“, Berlin NW. 6.

Die Aufsatzreihe über die österreichischen Akten, die die Zeitschrift mit dem Januarheft begonnen hat, findet ihre Fortsetzung durch eine Arbeit von Legationsrat Dr. Karl Schwendemann. Einen sehr wichtigen Beitrag zur Beurteilung der französischen Vorkriegspolitik bildet ein Aufsatz von Gunther Frank, der den Ausbau des strategischen Eisenbahnnetzes von Rußland durch französische Milliarden schildert. Von besonderem Interesse ist diesmal der Monatsbericht. Wir finden hier die Wiedergabe einer genauen Schilderung aus der serbischen Presse über die Feierlichkeiten, die bei der Enthüllung der Gedenktafel für Gavrilo Princip, den Mörder des Erzherzogs Franz Ferdinand, am 2. Februar in Sarajevo stattgefunden haben. Auszüge aus deutschen und ausländischen, insbesondere englischen, Zeitungen, zeigen die Beurteilung, die die Denkmalsenthüllung in der Presse gefunden hat. Dem Bericht sind zwei Bilder der Feier vor und nach der Enthüllung und der faksimilierte Text der Gedenktafel beigegeben. Das Heft ist zum Preise von 1.50 Mk. durch den Buchhandel oder die „Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen“ Berlin NW. 6 zu beziehen.

Das Gesetz über die Organisation und Verwaltung der öffentlichen Unternehmungen und Vermögen auf kommerzieller Grundlage, ins deutsche übersetzt von Dr. Theodor Fabini, Verlag Krafft & Drotleff U. G. Februar 1930. Preis 60 Lei.

Das Werkchen wird für Reichsdeutsche und für Deutsche in Rumänien in gleicher Weise dienlich sein und mancherlei Klarheit schaffen. Vom Verlage werden Bestellungen in der Reihenfolge ihres Einganges erledigt. Es empfiehlt sich daher, die Übersetzung, die von jedem Buchhändler, aber auch direkt vom Verlag bezogen werden kann, umgehend anzufordern.

Das Gesetz über Wildschutz und Ordnung der Jagd. Der Verlag der Krafft & Drotleff U. G. in Hermannstadt bereitet die Herausgabe des obigen Gesetzes in deutscher Sprache vor. Um dem Käuferkreis, dem somit ein Mittel zur leichten Orientierung geboten wird, entgegenzukommen, wird die Übersetzung an Vorbesteller zu dem Subskriptionspreis von 50 Lei abgegeben. Später abverlangte Exemplare werden zu einem entsprechend höheren Preise ausgeliefert. Vorbestellungen nehmen alle Buchhandlungen und der Verlag in Hermannstadt entgegen.

Zeitwende. Monatschrift. Herausgegeben von Tim Klein, Otto Gründler, Friedrich Langensäß. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München. 6. Jahrgang 1930. Viertes Heft.

Das Heft ist vornehmlich zwei führenden Deutschen gewidmet: Luther und Bismarck. In einer großangelegten Universitätsrede zur Reichsgründungsfeier über „Bismarck's Friedenspolitik“ gibt der Münchner Historiker Arnold Oskar Meyer einen umfassenden

Überblick über Bismarcks große Bündnispolitik, die es dem Kanzler ermöglichte, einen Konflikt zwischen den beiden großen weltpolitischen Gegnern England und Rußland zu verhindern, und falls es dennoch zu einem Kriege zwischen ihnen kommen sollte, Deutschlands Stellung in diesem Kampfe frei zu wählen. U. O. Meyer geht sodann in einem ergänzenden Umschau-Artikel mit den „Jüngsten Angriffen auf Bismarck“ ins Gericht, in denen R. F. Nowak, inspiriert von Wilhelm II. versucht „den größten Staatsmann der Nation und sein Werk herabzusehen“. Der bekannte Missionar Bruno Gutmann behandelt in seinen Beitrage „Modernisierung der 10 Gebote“ die Tatsache, daß der kleine Katechismus Luthers in dem neuen amerikanischen Prayerbook in den Anhang zu Unrecht verbannt. Der schwedische Professor Anders Nygren sieht „die kopernikanische Umwälzung Luthers“ darin, daß Luther an Stelle des Menschen ebenso wie das Urchristentum wieder ganz entschlossen Gott in den Mittelpunkt des religiösen Weltbildes gerückt hat. Beide Tendenzen stehen heute noch widereinander; Nygrens Untersuchung ist daher nicht historisch gemeint, sondern will um in den religiösen Auseinandersetzungen der Gegenwart, „immer weiter vorwärts zu Luther“ führen. Es ist staunenswert, welche Anregungsfülle dieses Heft enthält. Dabei ist alles durchaus lesbar.



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Dr. H. Neufuß und Dr. Erka: Ein deutscher Todesweg. Authentische Dokumente der wirtschaftlichen, kulturellen und seelischen Vernichtung des Deutschtums in der Sowjet-Union. Eckardt-Verlag, Berlin-Steglitz 1930. 248 Seiten in großem Format mit neun Bildtafeln. Ganzleinen mit Schutzumschlag 7.20 Rm., kartonierte Ausgabe 6.20 Rm.

Der besondere Wert dieses Buches besteht darin, daß hier auf Grund der offiziellen Rundgebungen des Bolschewismus, und zwar bis in die letzten Tage hinein, ferner auf Grund authentischer Briefe von Augenzeugen, ein möglichst getreues Bild der Zustände entrollt wird. Hier sucht man den Dingen wirklich auf den letzten Grund zu gehen, wozu besonders die russischen Verfasser einzelner Abschnitte des Buches als beste Kenner russischen Lebens vorzugsweise befähigt sind. Man wird sich nunmehr für die religiösen und sittlichen Verhältnisse in Rußland in erster Linie an dieses Buch zu halten haben. Die weltgeschichtliche, weltbedrohende Bedeutung der russischen Vorgänge kommt einem in dem Buche erschütternd zum Bewußtsein. Man wird, wenn man es gelesen hat, nicht leicht wieder über diesen Dingen zur Ruhe kommen. Der Wert dieser Veröffentlichungen geht weit über das bloße Gruselnmachen hinaus. Sie wirkt wie eine Fanfare der Erweckung und wie ein Ruf aus Märtyrermund: Besinnet Euch, wandelt Euch! Hier ist nichts zusammenphantasiert, wird nicht vom grünen Tisch der Behaglichkeit von vornherein abgeurteilt, sondern Selbsterlebtes zum Ausgangspunkt christlicher Stellungnahme gemacht. . . Ein die Augen öffnendes Buch, an dem kein Gebildeter vorübergehen kann, der die Zeichen der Zeit verstehen will. Es ist wie ein erschütterndes Geschenk der Vorsehung.

Gustav Renker: Feuer im Osten. Roman. Leinen 6.50 Rm., brosch. 4.50 Rm. V. Staackmann-Verlag, Leipzig 1930.

Eine Vision Ostens und des Asiatischen! Ein gewaltiges Problem kommender

Sage packt der Dichter hier an und versucht es mit kühner Phantastik und starker Einfühlung in die Psyche zweier Kontinente zu lösen. Europa, das industrialisierte Europa, dessen Bauernerde von Fabriken, Schloten, Hochspannungsleitungen und Bahnen überwuchert wird, ihm gegenüber Asien, wo der Pflug noch unendlich reiche, unerweckte Erde findet. Der Dichter bündigt alles das, was wir heute dunkel und noch enifernt als die Gefahr des Ostens empfinden, in einer erregenden und stürmischen Handlung. Ein kühner Forscher und Reporter, ein Globetrotter aus innerstem Antrieb gerät mit seinen beiden Begleitern in jenes geheimnisvolle Netz, das der große Chan der Zukunft, der Einiger der vier großen asiatischen Reiche, überlegen gesponnen hat. Nach einer mühevollen, von der unermesslichen Eintönigkeit der Steppe und Wüste, von dem gigantischen Ausmaß asiatischer Landschaft erfüllten und von tausend dunkeln, unsichtbaren Gefahren umlauerten Fahrt, gelangt die Expedition zu dem leuchtenden Berg Bogdoola in Sienschan, der das Geheimnis Ostens, die grauenhafte Kraftquelle des panasiatischen Machtzentrums hütet. — Was dieses Werk über das Niveau der meisten utopistischen Romane weit hinaushebt, ist vor allem dies: es birgt neben einer auf jeder Seite fesselnden Handlung und geradezu folternden Spannung eine messerscharfe Kritik der europäischen Zerrfahrenheit und intellektuellen Einseitigkeit der westlichen Welt. Düster und drohend steigt das Phantom des Ostens über die Grenzen der alten Erde auf.

Leopold Steiner: Die sieben Jungen aus Österreich. Eine Novellen-sammlung. V. Staackmann-Verlag. Leipzig 1930. Buchausstattung von Graphiker Otto Rudolf Schak-Wien. Druck Haag—Drugulin A. G. in Leipzig. Geheftet 3.50 Rm., in Leinen 5 Rm.

Mit der hier vorliegenden Novellen-sammlung wird sieben jungen Dichtern Gelegenheit gegeben, Proben ihrer Kunst darzubieten. „Die sieben Jungen aus Österreich“ gehören — wenigstens zu einem Teil — heute noch zu den weniger bekannten Namen des zeitgenössischen Schrifttums. Aber das, was jeder von ihnen in dieser Anthologie bietet, berechtigt und verpflichtet zugleich zu Beachtung und Förderung. Denn, ohne jedem einzelnen dieser Dichter eine Prognose für die Zukunft stellen zu wollen, ist uns eins gewiß: daß diese jungen Autoren, die sich in diesem Bande zusammengefunden haben, zu lesen Gewinn und Genuß ist, daß sie das Schrifttum der Gegenwart verkörpern, daß ihr Schaffen die unverkennbare Eigenart und das unbeirrbar streben der jungen Generation um Geltung, Wahrhaftigkeit, Wirklichkeit und Selbstständigkeit deutlich widerspiegelt. Diese sieben Novellen bilden in der soeben erschienenen geschmackvollen Buchausgabe eine gehaltvolle und durch die formale Verschiedenheit der einzelnen Erzählungen überaus reizvolle Lektüre. Allen literarisch Interessierten wird ein höchst interessanter Querschnitt durch eine werdende Dichter-Generation gegeben, während dem mehr auf Unterhaltung bedachten Leser eine spannende und fesselnde Lektüre geboten wird.

C. B. Schwerla: Kanada im Faltboot. Mit 37 Abbildungen auf Tafeln nach photographischen Aufnahmen und mit einer Karte. (Verlag Scherl-Berlin). Ganz-leinen 5 Rm.

Schwerla ist ein Kerl voll Blut und Saft! Ein Münchener, der seine Berge und seine Hnar liebt, sein Abenteurerblut treibt ihn aber weiter hinaus in die Welt! Und er hat Mut! Den Frasers-, North Thompson und Athabaska-River, weit im Wilden Westen Kanadas, will er als erster mit seinem Faltboot und mit seiner Scheintodpistole unsicher machen! Es gelingt ihm — trotz aller Strudel, Wasserfälle und Bären schafft er sein Ziel. Und als er vom kleinen Boot aus über sich die herrlichen Berggipfel der Rocky-Mountains sieht, da gibt's kein Halten mehr für ihn — er muß dort, mit

dem Eispickel bewaffnet, hinauf — wie es ihn ja auch schon in der Heimat immer in die Berge gezogen hat! Schwerla kann aber nicht nur erleben und sehen, er kann auch erzählen und photographieren — und gerade das macht sein Buch besonders wertvoll; auch die Jugend — insbesondere die saltbootfahrende — wird ihre helle Freude daran haben!

Hans Hahne, Vom Deutschen Jahreslauf im Brauch. Ein Überblick. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Die von Grimm in eine Reihe mit Volkslied und Märchen gestellten Weistümer sind Urkunden der Volkseele, ein Spiegel bäuerlichen Denkens und Rechtslebens. Die heute noch lebendigen deutschen Volksfitten, die vielfach auf älteste religiöse Vorstellungen zurückgehen, werden in das kosmische Geschehen der Jahreszeiten hineingestellt und mit ihm verbunden. Im Kreislauf eines Jahres zeigt Hahne, wie Brauchtum und Sitte sich mit dem Wandel der Jahreszeiten verknüpfen, welche Sagen und Märchen, religiöse Vorstellungen, Beschwörungen und kultische Handlungen des Leben unserer Vorfahren begleiteten.

Robert Kohlrausch: Herrschaft und Untergang der Goten in Italien. Aus den Quellen erzählt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Hell glänzt die Gestalt Theoderichs des Großen in der Deutschen Sage als Dietrich von Bern. Noch leben durch Felix Dahms „Kampf um Rom“ die heldischen Kämpfe des 18-jährigen Gotenkrieges unter Witichis, Totila und Teja bis zum Kampf der letzten Helden am Vesuv in unser aller Herzen. Hier werden nun zum erstenmal die Quellen in einer konzentrierten Form zugänglich gemacht, die den Reiz der geschichtlichen Überlieferung festhalten und sich ebenso spannend wie ein Roman lesen. Dieser Stoff voll Heldengröße ist ebenbürtig dem Nibelungenlied.

J. O. Pfaffmann: Das Leben des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Das Andenken des größten Hohenstaufen, des ersten modernen Menschen im Mittelalter (nach Jakob Burckhardt) lebt in der Kyffhäuser Sage, verschmolzen mit der Gestalt Barbarossas, im Volksbewußtsein fort. Sein Leben war der letzte Traum germanischer Welt Herrschaft bis zum Orient. Durch die unendliche Fülle der Einzelheiten wurde hier ein fühner Querschnitt gelegt, woraus Friedrich II. in möglichster menschlicher und historischer Wahrheit erscheint.

Hermann Haas: Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Wie Bismarck die Natur liebte, wie er sich inmitten des politischen Getriebes nach Wiesen und Wäldern sehnte, wie er an Hunden und Pferden hing, wie er die Natur in Heimat und Fremde zu beobachten und zu schildern verstand, das alles hat etwas durchaus Ursprüngliches. Wenn wir die vielen brieflichen und sonstigen Zeugnisse für Bismarcks Naturliebe und Landsehnsucht auf uns wirken lassen, entdecken wir sein allem Naturhafte stets zugänglich gewesenes Gemüt. Wir ehren Bismarck als elementaren Kraftmenschen, verwandt dem bäuerlichen Denken und verwurzelt im Boden deutscher Landschaft.



Inhalt

Herzogtum Gottschee feiert seinen sechshundertsten Geburtstag von Fritz Heinz Reimesch.
Deutsche Kulturpflege in Polnisch-Schlesien 1929—1930 von Viktor Rauder.

Kritik des Baltendeutsch (Nieder-sächsisch-ostpreußisch-fremdsprachliche Einflüsse) von Percy Meyer-Riga.

Der Roman des Auslandsdeutschtums von Fritz Heinz Reimesch.

Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln: Der Tod als Übergang von Heinrich Kessemeier.

Rundschau: Entwurf eines Minderheitenstatuts. — Adolf v. Harnack zum Gedächtnis. — Dr. Ludwig Kremling †. — Deutsche Kulturarbeit in der Bukowina. — Zehn Jahre Schwäbisch-Deutscher Kulturbund. — Praktische Rundfunkarbeit. — Pädagogischer Kongreß in Wiesbaden am 6. und 7. Oktober 1930. — Ein Führer durch die europäische Nationalitätenbewegung. — Grenzlandsingwoche.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Röhrenerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.

—♦—